

# Heringers Reizwörterbuch

Unwiderstehlicher deutscher  
Wortschatz

*Hans Jürgen Heringer*

DUDEN Podium

---



# **Heringers Reizwörterbuch**



# Heringers Reizwörterbuch

Unwiderstehlicher deutscher  
Wortschatz

*Hans Jürgen Heringer*

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Wort Duden ist für den Verlag Bibliographisches Institut GmbH als Marke geschützt.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Duden 2011

Bibliographisches Institut GmbH, Dudenstraße 6, 68167 Mannheim  
E D C B A

Printed in Poland

ISBN 978-3-411-71006-5

Auch als E-Book erhältlich unter ISBN 978-3-411-90400-6

**Layout und Umschlaggestaltung** Hemm-communication.design, Filderstadt

**Satz** Bibliographisches Institut GmbH, Mannheim

**Druck und Bindung** Drogowiec-PL Spolka z o. o. 25-725 Kielce. Polen  
[www.duden.de](http://www.duden.de)

# Einleitung

Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,  
 ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –  
 und wieder Dunkel, ungeheuer,  
 im leeren Raum um Welt und Ich.  
*Gottfried Benn*

Der Wortschatz kann uns Rätsel aufgeben und zur Reflexion anregen: Hallimasch. Ein seltsames Wort! Wir können uns fragen: Was steckt eigentlich drin? Die Frage wollten schon viele beantworten. Nicht anders mit der Duckmaus und dem Sündenbock.

Der Reichtum einer Sprache liegt vor allem im Wortschatz. Und das Deutsche ist eine reiche Sprache. Der Wortschatz ist ein Tresor unserer gemeinsamen Geschichte. In ihm sind Kultur, Tradition und Geschichte abgelegt. Wir können sie wieder hervorholen.

Der Wortschatz kann uns Schwierigkeiten machen. Das gilt besonders für Idiome und idiomatische Wörter. Hier können Sie immer was entdecken. So, wenn jemand mit dem Ausdruck „Es passt wie die Faust aufs Auge“ meint, es passe besonders gut. Der offenbart natürlich ein gewisses Verhältnis zur Gewalt. Früher meinte man damit eher, es passe überhaupt nicht.

Manche dieser Wörter sind Ihnen vielleicht noch nie aufgefallen. Sie verwenden sie ganz selbstverständlich. Aber auch die können es in sich haben.

Natürlich soll das Buch auch gern gelesen werden. Darum ist es eher Infotainment, ist info- und -tainment. Es ist das Prinzip der zwei großen D, dem schon die Lateiner huldigten, *docere et delectare*, unterrichten und unterhalten.

Für so ein Büchlein braucht es eine kühne Selektion. Das einzige nennenswerte Kriterium für mich war: Was könnte – in meinem Horizont – für meine Leser interessant und fruchtbar sein. Pardon, es gab noch ein zweites. Ich danke Doris dafür, dass sie manchmal, wenn ich ihr einen Artikel vorlas, in helles Gelächter ausbrach, dann aber hin und wieder mal die Nase rümpfte. Einige geruchsintensive Artikel hab ich aber trotzdem drin gelassen.



# Wörterbuch

## Abc-Schütze

Ein Abc-Schütze ist ein Schulanfänger bei der kindlichen Einschulung. Aber wieso schießt er? Am Schulanfang ging es schon lange darum, das Abc und schreiben zu lernen. Anfängerbücher und Anfänger hießen Abecedarien. Auch unser Stichwort ist alt, althergebracht sagt Grimm. Und mit dem Schützen schießt die Sprachphantasie ins Kraut. Grimm verwirft die Idee, dass die Kinder vormals mit Pfeil und Bogen auf „vorgemahlte“ Buchstaben geschossen hätten. Er verweist darauf, dass Schütze überhaupt für heranwachsende Schüler verwendet worden sei. Da bliebe natürlich immer noch die Frage: Wie kam es dazu? Das lateinische *tiro* bedeute Rekrut oder Anfänger, sei aber zugleich auch eine Verbform: *tiro* = „ich schieße“. Also ein Abc-tiro wird zum Abc-Schießer. Wo bleibt da die Plausibilität? Warum nicht einfach eine Übersetzung? Eine Übersetzung von *tirones*, eben die römischen Anfänger und Rekruten – und die sollten ja tatsächlich schießen lernen – wenn auch nicht mit ABC-Waffen.

## Abenteuer

Manch einer hat das Wort schon mal mit „Abend“ in Zusammenhang gebracht, als Vorbote der Nacht und der Liebesabenteuer. Es ist aber – außer dem eingeschmuggelten *b* – schön glatt eingedeutscht aus französisch *aventure* und schon im 12. Jahrhundert ganz geläufig. Im Ritterroman war es das, was dem Ritter entgegenkam, womöglich ein anderer Ritter, und was es zu bestehen galt. Weder mit „Abend“ noch mit „teuer“ hat das Wort also zu tun. Die lateinische Wurzel betont in *advenire* – in anderem Zusammenhang *Advent* – das, was einem passierte, eben entgegenkam. Johann Fischart, der große Wortspieler des 16. Jahrhunderts, hatte offenbar andere Erfahrungen. Er sprach von „Affenteuern“.

## Aberglaube

Eine schlichte Wörterbuchdefinition sagt: „Glaube an übernatürliche Kräfte in Dingen und Menschen“. Aha, dazu würde dann auch der christliche Glaube gehören. Der erste Bestandteil des Wortes ist nun tatsächlich das normale „aber“, das ja einen Gegensatz einführt. Und so ist es auch hier. Der Gegensatz wird eingeführt vom christlichen Standpunkt aus, von dem eben alles Andere Widerglaube oder Irrglaube ist. Mit der Zeit wurde das dann angereichert mit Magie, Okkultismus und Hexenwahn. Erhalten ist aber, dass der jeweils andere Glaube Aberglaube wäre.

Übrigens ganz analog ist „Aberwitz“ gebildet und zu verstehen. Man muss dazu nur die alte Bedeutung von „Witz“ kennen, die sich hier konserviert hat: Sinn, Verstand. Dann versteht man, warum es sich bei Aberwitz um völligen Unsinn, um Irrsinn handelt. Also passen die zwei zusammen?

## abgefeimt

Das alte Wort *feim* bedeutete „Schaum“. Sie kennen es vielleicht in englisch *foam*. Also „abgefeimt“ = „vom Schaume befreit“. Dann auch „sauber“. Vielleicht hat es besonders beim Barbier eine Rolle gespielt. Wer aber gut rasiert war, war auch glatt. Und das kann verdächtig sein. Das ganze Feld – reich besetzt – zeigt die Wichtigkeit praktischer Klugheit: ausgebufft, ausgefuchst, ausgekocht, ausgepicht, gerieben, gerissen, gewieft, pffiffig, schlau und raffiniert.

Ausgekocht ist nicht, wer lang genug gekocht wurde. Vielmehr basiert es auf jiddisch *cochem* = „klug“. Raffiniert könnte einer sein, der es gerafft hat. Es kommt aber aus französisch *raffiné*. Vielen dieser Wörter liegt die Idee der Reinigung oder der Erfahrung zugrunde. Also die Hoffnung, dass man durch Erfahrung klug, vielleicht auch gerissen wird. Eben mit allen Wassern gewaschen.

## abgeschmackt

Natürlich hat das etwas mit Geschmack zu tun. Aber ein Verb *abschmacken* gibt es nicht – wenigstens noch nicht. Ein altes Wort war *asmac*, was so viel hieß wie „schlechter Geschmack“. Vielleicht fehlte nur das Salz in der Suppe. Schmecken hieß damals auch riechen, wie im Schwäbischen noch heute und auch allgemein ganz richtig, da wir bekanntlich ja überwiegend mit der Nase schmecken. Auf jeden Fall bezog es sich auf Speisen. So wie jetzt noch „abschmecken“. Aber gut abgeschmeckt ist nicht abgeschmackt. Denn das ist ausgeweitet oder übertragen auf ganz andere Themen. Von der faden Suppe zu abgeschmackten Inszenierungen und Themen bis hin zu Wörtern, die zynisch, menschenverachtend und abgeschmackt wirken. Abgeschmackt

heißt vor allem: fade, geistlos, nichtssagend, platt und schal, auch witzlos.

## Abschaum

Voller Entrüstung berichteten im November 2005 die deutschen Medien, Sarkozy habe die in den Vorstädten randalierenden Jugendlichen als Abschaum und Gesindel bezeichnet. Was hatte Sarkozy gesagt und wiederholt? „*Ce sont des voyous, des racailles, je persiste et je signe.*“ – „Es sind Xe, Ye, dabei bleibe ich und das unterschreibe ich.“

Erst einmal ist auffällig, dass diese Menschen im Plural, also als Individuen genannt werden, während in der deutschen Kollektivübersetzung pauschal und damit diskriminierender gesprochen wird. Was aber sind Xe, was sind Ye? Die Übersetzung solcher Wörter ist immer schwierig, wenn nicht unmöglich. Sie sind emotional aufgeladen und die Aufladung geschieht in einer gemeinsamen Sprachgeschichte. Kein Wörterbuch kann das fassen. Für *voyou* finden Sie „Rowdy“. Das passt nur entfernt (ein Rowdy kann auf dem Tennisplatz wie auf dem Rennrad auftreten), „Randalierer“ wäre hier und im öffentlichen Bereich wohl treffender, Leute eben, die sich an Ausschreitungen beteiligen. Ja, und dass randaliert wurde, möchte man nicht bestreiten. Sarkozy soll aber von „Abschaum“ gesprochen haben. Was sind also Ye? Mit dem Singular *la racaille* wird oft verächtlich von einer Gruppe von Menschen gesprochen, von Kleinkriminellen, die sich den Normen der Mehrheit nicht fügen, nicht integriert sind – sagen Soziologen. Das ist natürlich ohne Emotion gesprochen. Man sollte aber wissen, dass Aufklärer auch die Bourgeoisie als *la racaille* bezeichnet haben und dass Jugendgruppen das Wort als Selbstbenennung verwenden. Ich denke, „Gesindel“

würde schon passen. Aber das ist für den Singular! Wie heißen die Individuen, die zum Gesindel gehören?

Wir sehen hier, wie die Medien mit Meldungen und Übersetzungen umgehen: Erst die Sache anscharfen und dann sich entrüsten, Hypokrisie nennt man das. Hiermit soll natürlich nicht Sarkozy in Schutz genommen werden. Nur, als Leser möchte ich gerne wissen, über was ich urteile und was ich verurteile.

„Abschaum“ ist auf jeden Fall eine menschenverachtende Bezeichnung, am häufigsten gebraucht in der Formel „der Abschaum der Menschheit“. Alles fing aber harmloser an. Mancherlei Stoff entwickelt beim Kochen Schaum, so etwa Fleisch unschönen Eiweißschaum, den gute Köche mit dem Schaumlöffel entfernen. Sie schäumen das Kochgut ab. Was weggeworfen wird, ist der Abschaum. Hobbyköche – sie verwenden nicht mehr „abschäumen“ – fragen, warum man den Schaum von der Rinderbrühe abschöpfen soll. Die Antworten sind unterschiedlich: Es schaut nicht gut aus, so 'ne trübe Brühe, es schmeckt schlecht. Wer hätte das gedacht!



## Achillesferse

Achilles, der Held der Ilias, wurde von seiner Mutter als Kind in Drachenblut (kein echtes) gebadet, damit er unverwundbar werde. Dabei hielt sie ihn mit der Hand an der Ferse. So kam dort kein Blut hin und es blieb die einzige verwundbare Stelle: die Achillesferse. Bei Jungsiegfried, dem Drachentöter, ging es ganz

ähnlich, allerdings mit einem Lindenblatt zwischen den Schultern. Und wie es das Schicksal so will, wurde (gleich Siegfried gemeuchelt von Hagen) Achilles vom Gott Apollon getötet, er lenkte einen von Paris abgeschossenen Pfeil auf des Achilles Ferse. Der Traum von der Unverwundbarkeit, auch der seelischen, geht nicht auf. Da ist es durchaus erträglich, wenn heutzutage die Achillesferse des FCK die Abwehr ist oder der Damenslalom die unsere. Etwas bedrängender scheint es, wenn der private Konsum die Achillesferse der deutschen Wirtschaft bleibt. Schwachstellen haben wir alle.

### **Adamsapfel**

Wieso haben nur die Männer einen? Ja, vielleicht steht der Kehlkopfknorpel bei ihnen schon etwas weiter raus. Aber der Volksglaube sagt das Richtige: Adam ist seinerzeit ein Stück des Paradiesapfels im Halse stecken geblieben. Daran schlucken wir Männer noch heute.

### **Adonisröschen**

Schön und leicht giftig. Eine häufige Kombination. Hier geht es aber wirklich um eine Blume mit einer goldgelben Blütenkrone. Es gibt sie – und das ist wichtig – auch in Rot. Ihren Namen haben die Blumen vielleicht wegen ihrer Schönheit nach jenem schönen Jüngling Adonis, der in Griechenland der Aphrodite nachstellte und in Italien ihrem Äquivalent, der Venus. Dem Mythos nach in beiden Fällen mit Erfolg, zumindest vorübergehend. Denn da gab es Eifersüchtige und Rachsüchtige. In Griechenland den Ares und die Artemis und in Italien den Mars. Alles kämpferische Naturen. Sie schickten einen Eber, der den Adonis zu Tode brachte. Und wo immer ein Tropfen seines Blutes hintropft,

wächst ein Adonisröschen. „Adonis“ wird natürlich bei uns nicht nur als Eigenname verwendet, sondern auch für einen Schönling oder Beau. Und welcher Mann möchte nicht einer werden – ein bisschen?



## Aftermieter

Ein ekliger Parasit? Sie wundern sich nicht, dass dieses Wort so ungebräuchlich wurde, dass es kaum noch einer kennt. Wer es hört oder liest, könnte sich seltsame Vorstellungen machen, auf die er bei Aftershave überhaupt nicht kommt. Oder jetzt doch? Auf jeden Fall kannte das Deutsche die Präposition *after* = „nach, hinter“ – ganz wie das Englische. Die Afterrede war die üble Nachrede. Der Aftermieter war aber nicht der Nachmieter. Ihm lag die Idee einer Mieterhierarchie zugrunde. Es war einfach der Untermieter. Und jetzt haben Sie natürlich eine bessere Vermutung, wie der After zustande kam.

## Alraune

Da raunt es schon, wenn man das Wort nur hört. Und tatsächlich steckt *rânen* und *Rune* drin. Ursprünglich soll es *Albraune* gewesen sein, gebildet mit „Alb“, jenem bösen Kobold, der sich uns nachts bei Alpträumen auf die Brust setzt. Die Wurzel hat offenbar wirklich psychodelische (und physiodelische) Wirkung. Darum und wegen ihres Aussehens wurden ihr auch zielführende

Zauberkräfte zugeschrieben, was in alternativen Benennungen wie „Alraunmännchen“, „Dollwurz“, „Zauberwurzel“ und „Liebeswurzel“ ans Licht kommt.



### Altweibersommer

„Benennungsmotiv unklar“ heißt es im paulschen Wörterbuch. Also könnten wir unsere Phantasie bemühen. Bei Adelung, im Wörterbuch von 1780, sieht man noch die Vorform „der alte Weiber Sommer“. Was ist am Altweibersommer so besonders? Die fliegenden Fäden der Spinnen sind das, was einem gleich einfällt zu diesen schönen Tagen im goldenen Oktober. Was da fliegt, hieß auch Mariengarn oder *fila divae virginis*. Wollten wir das Wort deuten, sollten wir für alle drei Teile eine Motivation finden. „Sommer“ ist klar. „Weiber“ steckte aber eigentlich nicht drin, vielmehr ein altes *wiben* von „weben“, das zufällig gleichlautend wurde mit dem neu eingeführten Plural von *wiben* von *wib* = „Weib“. Da ist der Zusammenhang. Eichendorff scheint es noch gewusst zu haben: „... der Altweibersommer fliegt, als hätten sich alle alte Jungfern das Haupthaar ausgeraut und in die Lüfte umhergestreut, da bleibt mancher Ritter noch mit den Sporen drin hängen. Gebt acht, es gibt eine köstliche Verwicklung!“ Und als es bei den Weibern war – was früher überhaupt nicht abwertete –, da schien ja ganz plausibel, dass die Fäden graue Haare waren. Also, was die in goldener Sonne, im goldenen Oktober ihres Lebens spazierenden Rentnerinnen angeht, um die geht es nicht.



## Amok

Von weit her kam das Wort und jetzt ist es richtig bei uns angekommen, in Winnenden, Erfurt, Ansbach, Bergkamen. Darüber, warum Amokläufe so zunehmen, müssen wir uns alle Gedanken machen. Das Wort war jedenfalls nicht schuld dran. Wird über Amokläufe geschrieben, wird meist von Ratlosigkeit im gleichen Atemzug geschrieben. Man versteht es eben nicht. Amok war einmal eine Kampftechnik in der Südsee. Der Krieger stürzte sich mit dem Schrei „Amok, Amok“ auf seine Gegner und versuchte, möglichst viele von ihnen zu töten, ohne auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. Vielleicht auch mit dem Ziel, letztlich getötet zu werden. Das Muster befolgen auch die modernen Amokläufer, indem sie sich selbst am Ende töten – oder es wenigstens versuchen.

## Amtsschimmel

Wo haust er? Nicht einzelne Beamte verwalten ihn. Ja, es ist auch nicht der Schimmel, der sich auf unerledigten Akten in Sankt Bürokratius breit macht. Jeder glaubt zu wissen: Wenn Bürokraten den Amtsschimmel satteln oder ihn wiehern lassen, dann kann man sich auf lange Wartezeiten einstellen. Das gilt auch und besonders, wenn man sich eine Nummer ziehen muss.

Schon immer hat man sich bemüht, Verwaltungsvorgänge zu beschleunigen. Darum hat man bereits früh Formulare erstellt, um analoge Fälle schneller zu erledigen: lateinisch *simile*, woraus dann „Schimmel“ gemacht wurde. Und der schnelle Schimmelreiter war jemand, der die Schimmel überbringt. Könnten wir vielleicht akzeptieren, dass Beamte im Prinzip die Vorgänge beschleunigen wollen, dass aber die Säumigkeit dem System und höheren Zielen geschuldet ist? Wäre das des Schimmels Kern?

Übrigens, der Schimmel, der sich auf den Akten wie auf Marmelade bilden könnte, hat eher mit „schimmern“ zu tun und ist ähnlich gedacht wie das schimmernde weiße Pferd.

## Apfelsine

So ganz deutsch schaut das Wort nicht aus. Immerhin lautet es deutscher als *Orange*, dem man noch anhört, dass es aus dem Französischen übernommen wurde. Dieses Wort kommt noch weiter von Süden, wohl mit der Frucht aus Spanien oder Portugal. Doch der Weg geht weiter: Auch die Spanier haben es importiert, ihr heutiges *naranja* ist arabischen Ursprungs. Im Französischen war dieses Wort isoliert, so dachte mancher, in *une narange* gehöre das Anfangs-n zum Artikel (Deglutination nennen Fachleute das), und so hatten sie dann ganz französisch *une arange* und *l'orange*. Mit Anklang an *or* („Gold“), vielleicht wegen ihrer bisweilen goldgelben Farbe. Übrigens auch die Landpomeranzen, jene Mädchen vom Lande, sollen wegen ihres Teints so genannt worden sein, womit wir auch bei einem weiteren Verwandten sind. Denn „Pomeranze“ geht zurück auf *pomo d'arancia*, „Orangenapfel“.

In Deutschland gab es weder die Orange noch die Pomeranze. Sie musste weit herkommen – dachte man. Schön exotisch wär doch China. So was kann man gut verkaufen. Verbinden wir also das Bekannte mit dem Exotischen: „China-Äpfel“. Angeblich kamen sie zu uns über Holland, wo sie schon *Appelsine* hießen. (Denken Sie an Sinologie!) Dann war nur noch gewöhnliche Eindeutschung nötig. Nun könnte man denken: Wenn schon die Apfelsine aus China gekommen sein soll, dann erst recht die Mandarine, wo es doch in China sowieso Mandarine gibt. Fehlschluss. Die Mandarine kam aus Italien und die Italiener importierten sie

aus Mauritius, das in der Sprache der Eingeborenen *mandara* heißt.

Fremdes müssen wir in Zusammenhang bringen mit Vertrautem, nur so haben wir eine Chance, es zu verstehen. Dann aber kommt es auf die feinen Unterschiede an.

## **Ariadnefaden**

Theseus erhielt von Ariadne einen Faden, mit dem er aus dem Labyrinth herausfand. So etwas bräuchten wir alle fürs Leben. Mit Idiomen, besonders solchen aus der antiken Mythologie, haben viele ihre Schwierigkeiten. Sigmund Freud hat sich über Kontaminationen oder Verschmelzungen ausgelassen. Bei ihm heißt es: „Die Türkei hat Geld wie Heu am Meere“ sei aus zwei Redensarten zusammengeflochten, nämlich „Geld wie Heu“ und „Geld wie Sand am Meere“. Dreifach vermusselt ist sein folgendes Beispiel: „Wo ist der Ariadnefaden, der aus der Skylla dieses Augiasstalles herausleitet?“ Da bräuchte man schon einen solchen, um aus dem Satzverhau herauszukommen.

Wenn Julius Stettenheim („Wippchen's sämtliche Berichte“) schreibt: „Ohne Zweifel wird es aber doch der Klugheit des Fürsten Bismarck gelingen, den Ariadnefaden, der allerdings jetzt noch zu einem gordischen Knoten verwirrt ist, zu finden und mit demselben, ein zweiter Theseus, den Minotaurus des Konflikts zu knebeln“ – ist das auch kontaminiert? Das Folgende gewiss, aber weise: „Wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, sollte man nicht gleich den Kopf hängen lassen.“

## **Attentat**

Eine ganz besondere Tat. Sie ahnen natürlich, dass das Wort nicht mit „Tat“ zusammengesetzt ist. Aber sinnigerweise dürften

es einige entsprechend verstanden haben. Davon zeugt die hybride Ableitung „Attentäter“.

Das Wort kommt von lateinisch *tentare* = „versuchen, angreifen“ und der Vorsilbe *ad* = „zu, an“. Unmittelbar gelangte es aus dem Französischen ins Deutsche, wo es zuerst im 17. Jahrhundert Rechtsbegriff war für eine strafbare Handlung. Im 19. Jahrhundert bekam es den Sinn „Anschlag, Überfall“. Ein sprachkritischer Jemand meint, es sei nicht sinnvoll, von Attentatsversuch zu reden, weil Attentat selbst Versuch bedeutet. Das ist natürlich historisierend fehlgeleitet. Oft genug bleibt eben manches Attentat kein bloßer Versuch mehr.

### **aufreißen**

Erzählt mir mein Freund: „Mein Vater war Aufreißer“ – ein Glitzern in den Augen. Ja, was war er denn? Haben Sie eine Idee, warum es in den Augen glitzerte? In den 60er-Jahren war „aufreißen“ ein Wort der Jugendsprache. Damals war es duftete, noch nicht geil, wenn man ne Biene oder ne Puppe, auch schon mal nen steilen Zahn aufreißen konnte. Das war natürlich nicht so schlimm, wie es sich anhört. Jugendsprache lebt wie die Jugend von Kraft und Stärke. Aber nichts vergeht so schnell wie die Jugend – denkt man hinterher. Und nichts ist so schnelllebig wie die Jugendsprache. Damals gab es als Ableitung auch den Aufriss für die Tat und das (willige?) Opfer, das sich natürlich entsprechend aufgemotzt hatte mit Petticoat und Entenschwanzfrisur. Aber glauben Sie bitte nicht, dass es so schnell zum Petting kam. Damals wie heute haben wir es in diesen Dingen mit viel Verbalismus zu tun.

Ja, und was war der Vater meines Freundes? Eigentlich war es wohl kein etablierter Beruf, den er ausübte. Er war einer, der den

Meiler aufriss bei der Stahlproduktion und später wohl auch den Hochofen.

### **ausbaldowern**

Hebräisch *ba'al dower* ist einer, der die Sache kennt. Wer etwas ausbaldowert, sorgt dafür, dass er es kennt. Es wird ausgekundschaftet. Das Wort lebte in der kriminellen Nische (es soll aus Berlin stammen). Eigentlich wurden Tatorte ausbaldowert, Wohnhäuser und Geschäfte. Viele sehen die Vorbereitung des Coups aber auch im Denken und Planen. So werden dann Mordpläne, Einbrüche und Gelegenheiten ausbaldowert. Wer aber davon spricht, dass Politiker ihre Richtlinien und Pläne hinter verschlossenen Türen ausbaldowern, der stellt sie ins Zwielficht.

### **ausgemergelt**

Nicht Merkel – wie manche Witzbolde hineindeuteten, die meinten, es habe sich bald ausgemerkelt – sondern Mergel, eine fette Erde, die zur Düngung verwendet wurde. Wenn nun aber ein Acker überdüngt wurde, wurde er unergiebig, er war dann ausgemergelt, nicht weil zu wenig Mergel drin war, sondern zu viel. Übertragen auf Menschen war irgendetwas zu wenig drin, es hieß dann „erschöpft, ausgedorrt“. Irgendwer hat das Wort – naheliegend? – noch anders hergeleitet: von *Mark*. Wenn man jemandem das Mark aus den Knochen zieht, nimmt man ihm die letzte Kraft. Ähnlich wäre es mit der Mark gewesen. Ganz toll ist eine dritte Annahme, nach der lateinisch *marcor* = „Schlaffheit“ drinstecke. Aber wie das unters Volk gekommen sein soll, wäre zu zeigen. Trotzdem gilt auch in der Etymologie: Konkurrenz belebt das Geschäft.

## Avatar

Ein Produkt der virtuellen Welt. Es geht um eine alternative Identität, die sich eine Person in der virtuellen Welt zulegt. Im virtuellen Spiel schlüpft jeder in einen künstlichen, von ihm selbst geschaffenen Avatar. „Second life“ soll ja schon mal (fast?) Wort des Jahres gewesen sein. Zuerst waren es vielleicht nur kleine Bildchen, Pseudonyme in etwa. Dann aber Personen, die – wundert’s? – eben doch im Original steckten, nur als Kopie ausgelebt wurden. Man selbst als Avatar.



Ein Avatar ist sexusneutral, „der Avatar“ nicht genusneutral. Wäre „das Avatar“ besser gewesen? Das könnten wir noch schaffen. Aber nach Person klingt es nicht mehr. Also „die Avatarin“?

In der Welt wie in der Sprachwelt ist die absolute Neuerfindung sehr, sehr selten. „Avatar“ und der Avatar kommen aus dem Hinduismus: der Avatar Vishnus, der wiedergeborene Rama, die körperliche Manifestation eines Unsterblichen. Von da auch das Genus. Im Film füh-

ren die Avatare ein zweites Leben, in einer alternativen Welt, die selbstverständlich bizarr und etwas besser als die unsere, schnöde ist, in der sie endlich echte (!) Liebe erleben. Eskapismus kann man das auch nennen.

Würden Sie sich eintauschen gegen eine andere Person, weil die etwa jünger oder klüger ist? Überlegen Sie im Ernst.

## Backfisch

Mancherlei Fisch kann man ganz gut backen. Mit dem Backfisch sollte man das aber bitte nicht tun. Zwar hat ihn heutzutage der Teenager abgelöst, aber wer mal etwas ältere Texte liest, dem begegnet er schon hin und wieder. So könnte der Leser in diesem Fontane-Textstück eine Redensart vermuten: „Und nun erzählen Sie weiter, ich bin neugierig wie ein Backfisch. Wer war denn der unglücklich Glückliche?“

„Backfische“ waren weibliche Teenager. Sie waren vielleicht etwas zickiger als moderne Teenager. Aber gebacken? Nein, nach einer Erklärung ist der erste Bestandteil niederdeutsch und das Gleiche wie englisch *back*. Die Fischer warfen die Fische, die sie nicht brauchen konnten, zurück ins Meer. Vielleicht sogar backbords. Aber warum man junge Mädchen so wegwerfen sollte, bleibt unbeantwortet.

## baff

Dies ist ein Onomatopoetikum – Sie müssen das Wort nicht vorsprechen. Onomatopoetische Ausdrücke sind lautmalerische und geräuschnachahmende Wörter (wie die „Muh“, der „Wauwau“, der „Kuckuck“, „kikeriki!“ und „plumps!“). „Baff“ entstand parallel zu „paff!“ und beschreibt die Verblüffung, die durch einen unerwarteten Schuss hervorgerufen wird: Es machte „paff!“, da war er baff. Bis heute erscheint „baff“ fast nur in dieser Wendung: Er war total baff. Bei Nestroy geht es natürlich nicht um ein Bordell: „Halt’t ein’ Puff aus, der Puffmann, aber über den Puff is er baff!“ Oft finden wir „baff“ in Übersetzungen aus dem Französischen. „Chanor war ganz baff“ (aus Honoré de Balzacs Roman „Tante Lisbeth“). Im Französischen aber sagt man meist *baba*, dem wieder kühn kreativ eine besondere Herkunft zugeschrieben wird.

Demnach gehe es zurück auf polnisch *baba* für Kuchen, den man offenbar nur mit staunend aufgerissenem Mund essen konnte.

### **Bärendreck**

Als die Leute die Lakritze „Bärendreck“ genannt haben, wussten sie da noch, wie der aussieht? Vielleicht schon. Denn lange gab es ja Tanzbären. Also haben sie es spaßhaft verwendet. Den Kindern haben sie damit gewiss keinen Bärendienst erwiesen. Wir sehen schon, der Bär spielte für die Menschen eine große Rolle. Man kann ja jemandem auch einen aufbinden und ihn so hinters Licht führen. Der Bärendienst geht zurück auf Jean de La Fontaine und eine seiner Fabeln, in der ein Bär eine Fliege auf der Nase seines schlafenden Herrn mit einem Stein erledigte und seinen Herrn gleich mit. Gut gemeint, aber schlecht ausgegangen. Das warf philosophische Probleme auf: Finden Sie es gut, wenn wer aus Edelmüt was Schlechtes tut?

Sogar der Bärlauch wird mit den Bären in Verbindung gebracht. Er soll das erste Grün gewesen sein, das die Bären nach langem Winterschlaf genießen konnten. Ihr Bärlauchpesto könnten Sie vergessen, wenn es noch mehr Bären gäbe. Jedenfalls hatten einige Zeitgenossen damit einen guten Grund, den Problem-bären aus der Welt zu schaffen, der im Jahr 2006 über die Alpen nach Bayern gekommen war.

### **basta**

So sprach einst Bundeskanzler Gerhard Schröder, wenigstens wird kolportiert: „Wir werden es so machen – basta!“ Und lang war die Rede vom Basta-Kanzler und der Basta-Politik. Was hat es mit dem Wort auf sich? Im Deutschen wird es seit dem Dreißigjährigen Krieg verwendet, um klar zu machen, dass man keine



weitere Diskussion wünscht. Auch Schiller hat schon gesprochen wie Schröder. *Basta* stammt aus dem Italienischen, vielleicht auch aus dem Spanischen, ist eine Verbform und bedeutet „es genügt“, wird ähnlich abrupt wie im Deutschen verwendet. Aus, Schluss, basta. So, jetzt langts.

## Behuf

Wer kennt das noch außer ein paar Beamte? Denen gehörte es schon immer: „Zu welchem Behuf?“ heißt „Zu welchem Zweck?“ Und dazu noch die Präposition *behufs*. Das Wort kommt von „beheben“, in etwa: was erheblich ist, der Zweck und das Ziel. Verwaltung war wohl entgegen ihrem Ruf schon immer auf Begründung und Zweck gerichtet. Wer ältere Texte liest, sollte es kennen. Sonst entgehen ihm wichtige Einsichten wie die Kants: „Die Moral bedarf zum Behuf ihrer selbst nicht der Religion.“ Wer das nicht versteht, kann es sich nicht hinter die Ohren schreien.

## belemmert

Wie schaut denn die da drein: „belemmert“ oder „belämmert“? Tatsächlich, man glaubt es kaum, die neue Rechtschreibung macht uns weis – nicht weiß –, das Wort hätte was mit Lamm zu tun. Aber wie ein Lamm schaut die erwähnte Dame nicht drein. Nach klassischer Lehre, aber beleglos, wurde *belemmern* aus dem Niederländischen übernommen, wo es so viel heißt wie „jemanden verlegen machen“. Solche Wörter haben meist einen eher vagen Gebrauch. Ich zum Beispiel belemmer Leute nicht gern, weil ich es wie „belästigen“ verstehe. Und das Adjektiv – wie lahm und belemmert stehe ich nun da? – bedeutet für mich eher „perplex“. Ja, aber was bedeutet „perplex“?

## bezirzen

Als Odysseus auf der Insel Aiaia an der Westküste Italiens landete, verwandelte Circe mit ihrer magischen Kraft all seine Gefährten in Schweine. Odysseus konnte Circe aber zwingen, den Zauber zu lösen. Wie wohl? Hat er sie im Gegenzug bezirzt? Bezirzt wird man heute – wenn Mann Glück hat – von Frauen mit Charme und Blicken. Da ist dann oft auch Zauber im Spiel. Aber zum Schwein muss Mann da nicht werden und erlöst wird Mann öfter auch.

## Biwak

Ein exotisches Wort. Steckt im Wort das lateinische *bi* für zwei wie meistens bewusst und gut erkennbar in Biathletinnen, Biennale, Bigamie, bilateral, bilingual und weniger sichtbar in bifid, Bizeps, Biker? Bekanntlich gar nicht in Bidet und Bikini, in dem man es – als Zweiteiler – ja auch vermuten könnte. Nein, Biwak soll aus der Soldatensprache kommen. Eigentlich niederdeutsch *biwake* „Beiwache“. Damals gab es neben der Hauptwache in der befestigten Stadt eine Nebenwache auf dem Glacis, dem freien Schussfeld vor der Mauer: die Beiwache. Die Beiwache übernachtete in Zelten. Von da sei das Wort ins Französische als *bivouac* gekommen und wieder zurück ins Deutsche. Da die romanischen Sprachen kein *w* kennen, adaptieren sie es als *vu* (im Französischen *vou*, weil *u* = *ü*), so *vu-vu-vu* fürs Internet im Italienischen. Für Soldaten ist das Biwak noch heute wichtig, drum erklären sie es angeblich auch in scheinmilitärischer Abkürzungssprache: **B**undeswehr **i**m **W**ald **a**ußer **K**ontrolle oder **B**esonders **i**m **W**inter **A**rsch **k**alt. Noch im ersten Weltkrieg ganz militärisch, ist das (oder auch mal der?) Biwak nun vor allem beim Bergsteigen gelandet, aber auch schon bei der Rallye Dakar.

So wie Menschen sich verändern können, wenn sie mal länger ins Ausland kommen, genauso ergeht es den Wörtern.

## **Blockflöte**

„Wer bei Honecker Blockflöte gelernt hat, kann in keiner Demokratie die erste Geige spielen“, hieß es in einem Aufruf des Bündnis 90. Das blieb wohl nur eine Forderung. Blockflöten sind die Genossen einer DDR-Blockpartei. Inspiriert also durch Block wurde das Wort auf Menschen übertragen. Auch wenn sie nicht gerade die erste Geige spielen, mitspielen tun sie allemal.

## **Bockbier**

Ja, das ist Bayern pur. Zur Fastenzeit, wenn es sonst nicht so viel zu essen gibt, dann braucht der Bayer ein stärkeres Bier, das in Bayern ja sowieso zur Grundnahrung gehören soll. Angeblich kommt das Bier aber aus dem Norden, aus Einbeck. Und wenn ein Bayer das ausspricht, dann wird es zu „Oan Bock“ und geschwind bringt die Kellnerin eins – manch einer braucht auch einen Doppelbock. Dazu reicht sie die Bockwurst, die auch nur deshalb so heißen soll. Wenn Sie in „Google.trends“ recherchieren, wo auf der Welt am meisten nach dem Wort „Bock“ gesucht wird, werden Sie staunen. Führend ist Lissabon. Das erklärt sich über deutschen Wortexport: Bock scheint weltweit verbreitet und in Portugal heißt der zweitgrößte Bierproduzent Superbock. Da kann man sich als Portugiese schon mal fragen, was *Bock* eigentlich bedeutet. Soweit das Bock.

Aber um den Bock rankt sich noch mehr: Idiome und Redensarten. Früher hat man vielleicht einen Bock geschossen – warum war das schlimm? –, heute hat man eher keinen Bock mehr. Die Wendung der Jugendsprache ist mittlerweile im Gemeinwort-

schatz der jugendlichen Alten und in Wörterbüchern angekommen. Sogar eine Predigt kann schon mal unter den Satz gestellt werden: „Wenn Christen keinen Bock haben.“

## **Bockshorn**

Jemanden ins Bockshorn jagen, was heißt das? Schon das ist strittig. Für manche soll es heißen „einschüchtern“, für andere „in die Enge treiben“. Auf jeden Fall soll man sich nicht hineinjagen lassen, auch nicht durch Bedeutungsangaben. Man soll sich nicht durch leere Versprechungen verführen oder täuschen lassen, man soll nicht auf Blendwerk reinfallen.

Die Ursprungsthesen sind noch vielfältiger. Es sei entstellt aus *bockes hamo* „Bockshemd, Bocksfell“, in das zu Bestrafende gesteckt worden seien. Angeführt wird auch der Teufel mit Bockshörnern oder ein aus einem Bockshorn gefertigtes kultisches Instrument, mit dem der Satan fernzuhalten war. Herkunftsforschung ist oft Abenteuerwissenschaft.

## **Bohei**

Zugegeben: ein recht seltenes Wort. Das kann man schon mal verwechseln. Erst neulich hörte ich einen Versprecher: „Mensch, ham die Boheme äääh Bohei gemacht.“ Auffällig ist überhaupt, dass emotional besetzte Wörter oft ein besonderes Aussehen und eine besondere Geschichte haben. Sie sollen eben attraktiv sein. Sprecher wollen ja was dahermachen. Wegen der Seltenheit ist nicht einmal ganz klar, ob es der oder das Bohei heißt. Das ist einerseits dem geschuldet, dass der artikellose Gebrauch überwiegt, eben in „Bohei machen“, andererseits aber auch seiner Herkunft. Lehnwörter müssen ihr Geschlecht erst im Deutschen bekommen, und um ein Lehnwort handelt es sich. Es rührt näm-

lich von der englischen Wendung *up the boohai* her: „ab nach Bohei“. Die Wendung kam angeblich als Import aus Neuseeland, wo es eine gottverlassene Gegend namens Boohai geben soll, für manche auch der reale Fluss Puhoi, an dem die Vögel massenweise siedelten und aus Lust und Dollerei erlegt wurden. So war also etwas Ähnliches gemeint wie in „Wärst du doch, wo der Pfeffer wächst“.

Die Wendung hatte sich allerdings schon weiterentwickelt, als sie aus dem Englischen übernommen wurde. Denn, wer so weit weg war, der war nicht nur verirrt, sondern vielleicht auch verwirrt. Und bei uns ist „Bohei“ so etwas wie Trubel geworden: Bohei wird gemacht, um Aufmerksamkeit zu erregen. Das „große Bohei“ dient vielleicht dazu, ein Buch in den Markt zu drücken, oft nur Pressemitteilungs-Bohei.

Und jetzt kommt der Gag: *Puhoi was renamed Bohoi because a community of Bohemians had settled there*, sagt ein Herkunftsforscher. Zwar nicht Bohemiens, aber immerhin Böhmen, ein böhmisches Dorf. War der Versprecher also doch gescheit?

## Bräutigam

Feministen wirds freuen: Hier haben wir eine Personenbezeichnung, bei der das Männlein vom Weiblein abgeleitet ist. Die Braut steht im Fokus. Der Zugehörige wird abgeleitet mit dem alten *gomo* für Mann, das übrigens urverwandt ist mit lateinisch *homo*. Der Bräutigam als der Mann der Braut. Wen wundert das?

## Charivari

Radio Charivari. Das ist ein Sender, der seine bayrische Herkunft betonen will. Was aber ist ein (oder eine?) Charivari und warum schreibt man das so fremdartig? Einige Funde erklären

einiges: „Die Röcke sind auch mit Charivari zu haben, einem schmückenden Gehänge für die Lederhose mit Münzen und Sauzähnen“, hieß es in einem Bericht der Leipziger Volkszeitung. „Früher gab es das Charivari nur für Männer: Die Kette am Mittelteil der Lederhose als Trophäensammlung mit Edelsteinen, Münzen, Tierpfoten, Geweihstücken. Heute dürfen auch Frauen ein Charivari tragen“, befand das Internetportal der Süddeutschen Zeitung. Das stimmt aber nicht. Vielmehr tragen bayrische Frauen schon lange Charivaris, etwa bei Ludwig Thoma in seinem Lustspiel „Gelähmte Schwingen“: „Große Ringe. Charivari. Frau Summerer ist ohne Geschmack aufgedonnert.“ Das Charivari war für Frauen sogar ein bayrisches Statussymbol.

Früher hatte „Charivari“ einen weiteren Gebrauch. Es steht im Kreis von „Durcheinander“, „Gewirr“, „Katzenmusik“, „Mischmasch“, „Wirrwar“. Sogar eine Art Kartoffelsalat wird so genannt. Na, dann guten Appetit. Goethe zeigt noch den Gebrauch im Sinn von „Durcheinander“, vor allem in Bezug auf Musik. „Diese Poesie ist nichts, als ein Scharivari von allerlei confusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch.“ Und auch Heine spricht davon, wie „Kuhschwanzhopsaschleifer“ zu einem „Charivari“ aufspielen.

Die Fremdartigkeit des Worts verdankt sich seiner französischen Herkunft. Auch da hatte es mit Musik zu tun, bezeichnete aber eher tumultartige Zusammenrottungen. Beim berühmtesten Charivari, dem Feuerball, den König Charles VI. organisierte, sind sechs Personen verbrannt. Die Leute, die Charivaris organisierten, waren die Charivarisierer. Sie wurden schon mal von der Polizei festgenommen, wenn das Ganze politische Züge annahm. Auf jeden Fall wissen Sie nun, warum die durcheinandrigten Gehänge am Bauch der Bayern Charivari heißen.

Übrigens haben wir noch einen Ableger, der die Tumultbedeutung klarer trifft: Nach Grimm hießen die Charivaris im 14. Jahrhundert auch *charivalli*, das dann im Rheinland mit durchgehaltener Betonung als *Krawáll* auftauchte. Ja, und heute auch sonstwo.

## Chauvi

Es war einmal ein französischer Soldat, der hieß Chauvin. Er spielte in einem Theaterstück und war ein großer Patriot. Er wurde zum Typus des Chauvin, von dem hinwiederum der Chauvinismus abgezogen wurde. Ja, übertriebener Nationalismus zog sich durchs ganze 19. Jahrhundert. In den USA wurde der Gebrauch neuerdings erweitert auf Sexismus und von *male-chauvinism* geredet. Daraus machen wir für die Männer mit einer jener modernen Abkürzungsformen wie „Fundi“ unseren „Chauvi“, gekürzt aus „Chauvinist“. Aber: neues Wort – neue Bedeutung. Ein Chauvinist ist einer, der ein Chauvi ist und ein enger Verwandter des Macho. Wir sprechen ihn aber immer noch französisch aus: Schowi im stillen Gedenken an Chauvin.

Von Harald Schmidt soll es viele Chauvisprüche geben, wie zum Beispiel den: „Die Scheidung hat viele soziale Vorteile: Denn mal ehrlich, ohne Scheidung hätten doch viele Frauen gar kein Einkommen.“

## Deut

Ein Koch ist einer, der kocht, und ein Deut einer, der deutet. Auf die Idee kommen wir natürlich nicht. Die Verwendung von „Deut“ ist sehr, sehr eingeschränkt. Festgezurrte Wendungen „keinen Deut besser“ oder „schlechter“ und vielleicht noch „um einen Deut besser“. Hat es aber nicht doch mit „deuten“ oder

„deutlich“ zu tun? Das letzte gäbe keine gute Umschreibung: „deutlich besser“ oder „deutlich schlechter“. Unser Sprachgefühl sagt uns, dass ein Deut irgendwas recht Kleines sein muss. Da können wir erst mal rückwärts schauen: Wir finden, es habe sich um eine kleine holländische Münze gehandelt, um einen *doyt*, „deren acht auf einen stüber gehen“. Was aber ist nun wieder ein Stüber? So kämen wir vom Hundertsten ins Tausendste. Wenn wir die Bedeutung abgezogen haben auf irgendwas Kleines, dann können wir mit unserer Deutelei fortfahren und das Wort auch in weitere Zusammenhänge hinübertragen: „um keinen Deut weniger“, „um keinen Deut herziger“.

Harte, unbedarfte Grammatiker machen sich Gedanken um den Plural: „ein Deut – zwei Deut“ oder „ein Deut – zwei Deuts“? Ich könnte auch nehmen „zwei Deute besser“, wenn ich es bräuchte. Aber keiner hats bisher gebraucht.

## **Dolmetsch**

Wie es sich für einen Dolmetscher gehört, hat er einen langen Weg hinter sich. Vom türkischen *tilmac* soll er schon im 13. Jahrhundert über Ungarn ins Deutsche gekommen sein als *tolmet-sche* und als *tolmetzer*. Die Unterscheidung von Übersetzer (ein Sprachmittler, der Schriftliches überträgt) und simultan übersetzendem Dolmetscher musste man damals noch nicht machen. Kulturmittler bräuchten wir auch heute noch. Oder haben wir sie schon?

## **Duckmäuser**

Duckmäuser hat niemand gern, es sei denn, wer von ihnen profitiert. Ducken sie sich nach vorn und treten nach hinten? Ja und nein, leider laufen die Duckmäuser nicht geduckt wie Mäuse



daher, sodass wir sie leicht erkennen könnten. Mit den vielen sprachlichen Varianten haben wir es einfacher: *Duckelmäuser*, *Duckmauser*, *Düickmäuser*, *Tuckmäuser*, *Dockmauser*, *Dockmäuser*. Eine Herleitung nutzt tatsächlich die *Duckmaus*, von der leider sonst nicht viel bekannt ist. Sie passt auch nicht gut mit den frühen Formen zusammen: *tockelmusen* deutet schon mehr auf Tücke hin und nicht umsonst kommen die beiden Wörter oft zusammen vor. Der zweite Bestandteil gehört zu *mûsen* = „heimlich schleichen“. Vielleicht haben wir das noch in „ausklamüsern“. Darum wäre vielleicht besser die Erklärung über ein frühes Kartenspiel, Toggeln, das verboten war und zu dem man sich heimlich schleichen musste. Schade, dass es dann so ausging.

## dünken

Das Verb hat es in sich. So, wie wir uns einbringen, wenn wir von jemandem sagen: „Er weiß ...“, und damit zugleich sagen, dass auch wir das glauben, so bringen wir uns eher umgekehrt ein, wenn wir sagen: „Ihn dünkt ...“. Denn damit sagen wir zugleich, dass wir das nicht glauben. „Sie dünkt sich im Besitz der Wahrheit“ – und sie täuscht sich. Das Verb ist mit „denken“ verwandt und wurde früher vor allem unpersönlich gebraucht. Das war vielleicht eine Art Distanzierung, vielleicht hängt der jetzige Gebrauch damit zusammen, dass es uns dünkt, dass wir mehr selbst machen, als wir können. So sagte einst der Philosoph Fritz Mauthner, es müsse richtig heißen: „Es denkt in mir.“ Auch mit den Träumen haben wir so etwas vollzogen. Während früher es *mir troumte*, mache ich das heute selber. Friedrich von Logau in einem seiner Sinngedichte:

„Wie sehr der Mensch nach Wissenschaft verborgner Dinge ringt,  
So bleibt ihm doch unzählig viel, wovon er sagt: Mich dünkt.“

## **durchbläuen**

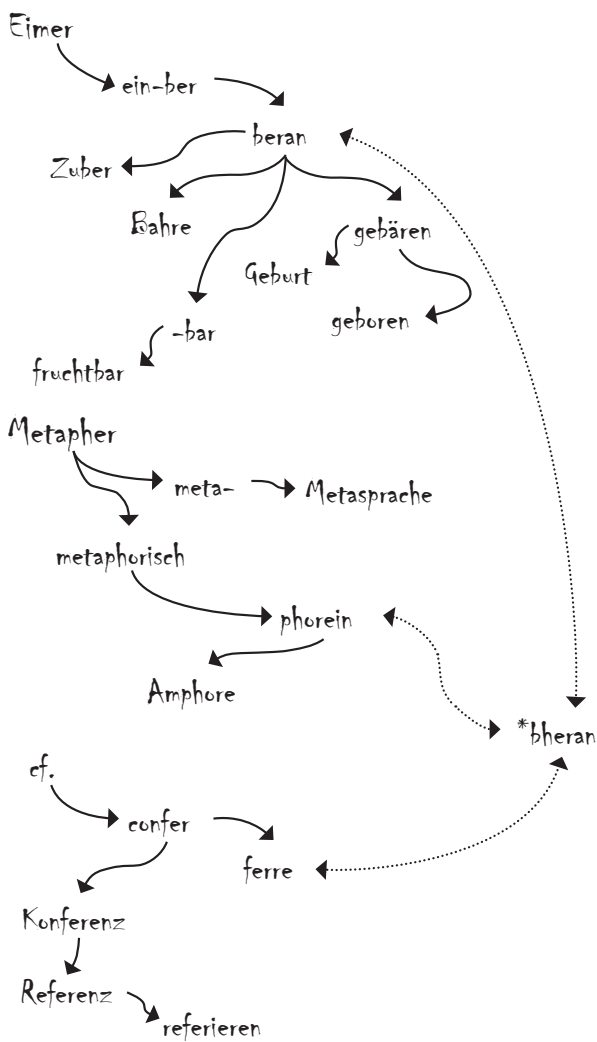
Neuerdings mit *äu* geschrieben, es hat mit „blau“ im Grunde gar nichts zu tun. Im Mittelalter hieß *bliuwan* „schlagen“, das englische *blow* = „Schlag“ erinnert noch an die alte Bedeutung. Ja, und dass man davon blau wurde, das haben die Leute richtig erkannt. Also doch ganz gut geschrieben? Insofern hat die neue Rechtschreibung mal Recht (oder recht?). Aber eine Grundsatzentscheidung ist zu treffen: Soll geschrieben werden, wie die meisten Leute gern schreiben würden? Oder wollen wir in der Schreibung Vergangenes bewahren?

## **Eiland**

Sehr anregend. Aber vielleicht denken Sie gar nicht an das Land, wo die Eier herkommen, oder an die eiförmige Insel. Eigentlich tat es früher *ei* oder *oi* allein. Das hieß nämlich Insel. „Land“ wurde nur verdeutlichend hinzugefügt und hat vielleicht ungewollt beim Sterben des zu kurzen Wörtchens geholfen.

## **Eimer**

Hätten Sie eine Idee, wie dieses hundsgewöhnliche Wort in dieses Büchlein kommt? Ich hoffe, Sie werden eine haben, wenn Sie am Ende des Artikels angekommen sind. Wüssten Sie eine Verbindung herzustellen zwischen „Eimer“ und „Metapher“? Inhaltlich ist das vielleicht so schwer nicht. Wir haben ja viele Containermetaphern, also bildhafte Ausdrücke, denen die Idee zugrunde liegt, dass irgendetwas in einem Behältnis steckt, so die Liebe im Herzen oder die Bedeutung irgendwie im Wort. Das alles ist Metaphorik. Hier aber geht es auch um den Zusammenhang der Wörter.



Unseren Weg können Sie im Seitenplan verfolgen. Beginnen wir mit „Eimer“. Vordergründig könnte man annehmen, da stecke *-er* drin, was nicht weit führt, weil wir mit *Eim-* nicht viel anfangen können. Gehen wir aber weit zurück, finden wir *einber*, das assimiliert zu „Eimer“ führte. Das alte Wort war zu analysieren als *ein-ber*. Der zweite Teil gehört zu einem Wort *beran*, das so viel wie „tragen“ hieß. Und der erste Teil ist wirklich unser *eins*. Der Eimer war ein Einträger, also mit einem Henkel, im Gegensatz zu „Zuber“, in dem „zwei“ steckt. Vom alten Verb *beran* haben wir noch einige Nachfahren: „Bahre“ = „das, womit man trägt“ kommt von einer Ablautform und in „gebären“ lebt es noch mit einer Vorsilbe. Die Bedeutung können Frauen nachempfinden. Weiter mit anderer Ablautform „Geburt“ und „geboren“. Den Stamm selbst haben wir auch noch, er wurde abgeschwächt und zur Nachsilbe *-bar*. Anfänglich in Wörtern wie „fruchtbar“, dessen Bedeutung jetzt unmittelbar plausibel ist.

„Metapher“ ist natürlich ein Lehnwort aus dem Griechischen. Wir wissen, dass es darum geht, ein Wort übertragen zu verwenden. Sie ahnen schon die Verbindung? Aber wo ist dieses Wort nicht überall heimisch! Zwischen den Sprachen Europas fand über die Jahrhunderte ein reger Austausch statt. Ganze Wörter und sogar Teile wurden hin und her geliefert. Das Deutsche war eher auf der Nehmerseite. Hauptlieferanten waren Latein und Griechisch die verschiedenen Epochen hindurch. So entstand ein enges Geflecht europäischer Sprachen, mit vielfach gleichen oder ähnlichen oder verwandten Wörtern.

Wenn wir „Metapher“ lesen, erkennen wir *meta-*, ein gebundenes Element aus dem Griechischen mit der Bedeutung „über“. *meta-* kommt vor in „Metasprache“, in „Metapher“ und vielen anderen Wörtern. Wir sehen, dass es heimisch ist, weil es sich auch mit

deutschen Wörtern verbinden lässt. Zu „Metapher“ haben wir das Adjektiv „metaphorisch“. Die Basis ist das griechische Verb *phorein* = „tragen“. Es steckt auch in „Amphore“, ein Zweihenkler, und in einigen anderen.

Nun sollte man wissen, dass Deutsch und Griechisch urverwandt sind. Gemeinsame Wurzeln müssen wir erschließen, in unserem Fall ist es *bheran*. Damit wären wir wieder auf unserer Ausgangspur, kennen aber den Weg. Von hier gelangen wir übrigens in eine andere Region. Wissen Sie, was „cf.“ heißt? Vielleicht kennen Sie den Gebrauch, aber worauf geht es zurück? Es ist eine Abkürzung für lateinisch *confer*. Und das ist ein Imperativ zu *conferre*, in dem – Sie vermuten es – wieder unser *bheran* steckt, das im Latein *ferre* heißt. Und dieses Verb hat auch im Deutschen ein neues Netz gebildet. „Konferenz“ ist Ihnen gleich eingefallen, dann „Referenz“ und „referieren“. Ja, und so weiter.

## Einöde

Der Einödbauer auf seinem Einödhof in der Einöde sucht Frau. Eine öde Angelegenheit. Ja, realiter mag das so sein. Aber was das Wort betrifft, eine Volksetymologie. Nur wenn die Frau wüsste, dass in dem Wort der gleiche Endstamm steckt wie in „Kleinod“, hätte er vielleicht eine Chance. Dieses *-oti* stand für eine Stelle, einen Ort. Also doch: allein liegender Hof.

## einseifen

Wunderbar, wenn man als Kind von der Mama eingeseift wird. Später muss man es – meistens? – selber tun, obwohl man es auch gegenseitig tun kann. Was ist aber hier los: Da wurden die Bürger vor der Bundestagswahl ordentlich „eingeseift“. Die Anführungszeichen als Achtungszeichen signalisieren eine

metaphorische Verwendung. Wie kommt es dazu? Wenn der Barbier die Männer einseifte, dann lief die Klinge glatt und schmerzfrei. So ist es noch heute. Allerdings, wer jemand unwörtlich einseift und mit Charme, der hat meist Grund dazu und seinen Vorteil.

## Eisbein

In Ehebetten gesteht der ein oder andere Partner schon mal hoffnungsvoll: „Ich hab Eisbeine“, und meint damit unter anderem nicht nur die Füße, wenngleich bekanntlich die Füße im Schwäbischen bis weit nach oben reichen. Da oben befand sich aber früher auch das Eisbein, nämlich der Hüftknochen und daran anschließende Knochen. Eigentlich entstellt aus *ischbein*, das lateinisch *os ischium* übersetzte. Sie hören schon, der Ischiasnerv ist in der Nähe und auf Ischia wird man auch was für die Knochen tun können. Der *bein*-Teil sollte aber nicht wie unser heutiges „Bein“ verstanden werden. Das wäre Unsinn. Denn wie beim Schienbein geht es doch bestenfalls um einen Teil des Beins. „Bein“ war früher das allgemeine Wort für Knochen und wurde durch dieses verdrängt. Auch noch in „Schlüsselbein“, wo ja bestimmt keiner auf die Idee kommt, da oben befinde sich ein Bein. Desgleichen haben Fische zwar Fischbein, besonders jenes, das früher in die strammen Mieder der Frauen gesteckt wurde, aber wirklich keine Beine. Von daher wird auch die Wendung „durch Mark und Bein“ verständlicher.

Eisbeine waren also wirklich die Knochen und auch schon mal tierische Schienbeine – gestatten Sie eine längere Klammer – (übrigens benannt nach *skina* für etwas Längliches, Dünnes, wie in der Schiene, die heute für Straßen- und Eisenbahn reserviert ist), die man als Schlittschuhe verwendete. Heute aber ist das

Wort ganz spezialisiert auf jene – für viele so köstliche – Zubereitung von Schweinshaxen. Das Rezept gehört leider nicht hierher.

## **Entsorgungspark**

Bei einem Entsorgungspark, sagen Kritiker, fällt einem ein schöner sonniger, grüner Park ein, aber keine Müllhalde. Wir wissen nicht, ob das Wort von Verwaltungsangestellten aus Rücksicht auf unser Gefühlsleben gewählt wurde. Es könnte sein, dass auf eine ältere Verwendung von „Park“ zurückgegriffen wurde. Dennoch dürfte es eine Art von Verhüllung sein, zumindest keine klare Rede. Unklarheit – sagte einst ein linguistisch interessierter Staatssekretär – sei geradezu die Stärke der politischen Sprache. Jeder Wähler kann sich dann das Passende aussuchen.

Verhüllungen in diesem Bereich gibt es noch mehr, zum Beispiel „Restrisiko“. Und für die Wirtschaft etwa „Nullwachstum“, das es schon einmal zum Wort des Jahres geschafft hat. Aber Hauptsache Wachstum, sogar dann auch „Minuswachstum“. Letztens hat Toyota 1,2 Mio. Autos zurückgerufen, aber sie haben es nicht gehört und sind nicht von allein in die Werkstatt gekommen.

## **Erblasser**

Wer hat dieses Wort nicht schon falsch gelesen und erblasste anschließend? Jetzt, da die Erbschaftssteuer in aller Munde ist, lesen wir den juristischen Terminus öfter und gewöhnen uns daran. Wir könnten ganz kreativ bei unserer Fehlleseung bleiben und den, der das Erbe hinterlässt, eben als den bloss Gewordenen, den Er- oder Verblichenen sehen. Mit dieser Bildung vermeidet man das eher zweideutige oder ungewöhnliche Wort „Erber“. Wäre das der Erblasser oder der Erbe? Auf jeden Fall ist erben eine tolle Sache: Man tut nichts und bekommt was dafür. Doch nicht

immer hat der Erbe nur zu lachen. Wenn der Erblasser öfter in die Schweiz gefahren ist, kann der Nehmer schon mal Probleme mit dem Finanzamt bekommen. Mit der Annahme des Erbes übernimmt er die Pflichten des Lassers, auch die Steuerschuld. Der Erbschleicher gehört auf jeden Fall zur anderen Seite.

### etepetete

ETPTT, so kann man es auch schreiben. Versuchen Sie mal, ob Sie ein längeres Buchstabenwort im Deutschen finden. Die Bedeutung ist erst mal ziemlich klar, es geht um scheinfeine Leute und geziertes Verhalten. Aber woher kommt es? Wie häufig bei solchen Wörtern: Auf einmal sind sie da. Die Muster, Vorbilder und Anlässe sind kaum zu greifen. Herkunftsforscher spekulieren frei. Die frühesten Belege finden wir bei Fontane und Storm, immer in der Form *ötepotöte*. Das ö könnte ein Hinweis auf französisch sein. Vermutet wird *peut-être*, aber nach der Bedeutung trägt das nicht weit. Vielleicht wurde der gerundete ö-Mund bei der Aussprache nachgeäfft. Der wirkt ja wirklich geziert.

Anna in Frank Wedekinds Schauspiel „Der Marquis von Keith“: „Sehen Sie, ich teile die Menschen in zwei große Klassen. Die einen sind hopp-hopp, und die andern sind etepetete.“ Was immer „hopp-hopp“ hier bedeuten mag, das zweite glauben wir zu verstehen. Doch solche Wörter sind plastisch und Wedekind macht in der Folge eher was Eigenes draus. Machen Sie ruhig was Eigenes aus „hopp-hopp“.

### Etymogeleyen

Ein ganzes Büchlein voller Etymogeleyen? So verstehen wir es nicht. Sie wissen, es gibt die seriösen Herkunftsforscher, die Etymologie betreiben. Damit wollte man früher bis zur Ursprache



zurückkommen. Bald aber erkannte man, dass das doch arg spekulativ war und in manche Falle lief. So wurde Etymologie zur Wortgeschichte. Wortbiographien wollte man erstellen. Leider ist der kommunikative Kosmos so unüberschaubar, dass man das nicht oft erreicht. Im Alltag wird die Herkunft oft genutzt, um in Argumentationen sich darauf zu berufen, was das Wort eigentlich bedeutet, die wahre Bedeutung (das steckt schon in der Etymologie von *Etymologie*). Das ist natürlich Unsinn: Ein Wort bedeutet, was es bedeutet. Und dafür sorgen wir alle zusammen, aber nicht gemeinsam. In diesem Sinn gehört die Sprache allen. „Sprache ist Sprachgebrauch. [...] Die Sprache ist Gemeineigentum. Alles gehört allen, alle baden darin, alle saufen es, und alle geben es von sich.“ So drastisch formulierte es einst der Sprachkritiker Fritz Mauthner. Und zum Saufen und Von-sich-Geben gehört das ständige Etymologisieren, nicht gleich zurück bis zum Urknall. Aber als kreatives Deuten, unterhaltsame Sprachreflexion und Aha-Erlebnis-trächtige Tätigkeit, die unsere Sprachfähigkeit beflügelt. Drum sind wir alle große Etymogler. Sonst würden wir nicht viel verstehen.

## Fersengeld

Fersengeld gibt man. Aber wem? Irgendeinem Verfolger. Bloß, wer gibt schon Geld, wenn er sich dünn macht. Was die Ferse betrifft, so kann man sich schon denken, dass man sie dem Verfolger zeigt, der uns ja hoffentlich nur noch von hinten sehen wird. Diese Idee ist realistisch und sehr alt. Nicht nur die Ferse, sondern die Fußhöhle zeige man auf der Flucht, sagten die Griechen und die Römer. Im Deutschen ist unsere Redensart lang bezeugt: mittelhochdeutsch *versengelt*, das Sie versucht sind etwas anders auszusprechen. Man vermutet einen Zusammen-

hang mit altgermanischen Rechtsnormen, die Geldbußen für mancherlei verlangten. Vor allem, wenn einer im Kampf sich dünn machte, musste er Strafe zahlen. Ja sogar, wenn Mann das Eheweib verließ, musste Mann zahlen. Wieso das Fersengeld allerdings an den Gutsherrn ging, erschließt sich uns nicht auf Anhieb. Jemand vermutete auch, es seien öfter in Wirtshäusern die Fersen gezeigt worden. Jedenfalls heißt es in einem alten Text: „*Do der wirt wolt haben gelt, mit meynen fersen bezahlt ich das, was an der Kerben zeichnet was.*“ Der hatte also vorher und nachher was auf dem Kerbholz.

### **Fettnäpfchen**

Überall stehen welche rum. Da muss man höllisch aufpassen, dass man nicht in eines tritt. Gefährdet sind wir vor allem, wenn wir ins Ausland kommen. Da droht die Gefahr interkultureller Unfälle, etwa wenn wir als Gastgeschenk einen Schwarzwälder Schinken in ein muslimisches Land bringen oder Chinesen eine Kuckucksuhr, eine japanische Höflichkeitsfloskel für bare Münze nehmen oder glauben, ein Chinese hätte uns zugestimmt. Es heißt, ursprünglich sei es um die Fettnäpfchen gegangen, die im Bauernhaus zum Einfetten der Stiefel standen. Ja, das Reintreten wäre nicht nur taktlos gewesen, sondern eine echte Sauerei.

### **Fiasco**

Vielleicht haben Sie schon den Toskana-Wein aus der Bastflasche getrunken oder waren schon mal in der Fiaschetteria in Venedig. Vielleicht haben Sie schon mal geahnt, dass in Italienisch *fiasco* ganz gut deutsch „Flasche“ stecken könnte. Wie aber kommt das zurück und wie vor allem in dieser Bedeutung? Dazu gibt es eine Geschichte: In Florenz sei früher allabendlich ein Komiker aufge-

treten, der zu Gegenständen in der Hand seine Witzchen machte. Einmal kam er mit so einer Flasche auf die Bühne – und seine Jokes kamen gar nicht gut an. Ein Fiasko! So heißt es wohl noch heute im Italienischen *far fiasco*, wenn etwas schiefgeht. Über das Theater (und vielleicht via Frankreich) ist es dann zu uns gekommen. Ein Fiasko? Nein, eine schöne Geschichte!

Im Gegensatz zu den Italienern, die wenigstens ausdrücken, dass es jemanden gibt, der das Fiasko macht, sehen wird das eher so, dass es über uns kommt. Das Fiasko droht überall und so mancherlei endet tatsächlich im Fiasko. Man kann sie in Serie aufzählen, die Fiascos: Das Fiasko in der Schweinebucht und das im Irak, das Fiasko der Bayern-LB und der LWS, das Fiasko des griechischen Staatshaushalts. Auch im persönlichen Bereich droht das Fiasko, wie bei Einsteins Ehe mit Mileva Maric und bei manchen schon mal ein Fiasko in der Hochzeitsnacht.

## **Firlefanzen**

Alles Unwichtige scheint prädestiniert für ungewöhnliche Wörter: Bagatelle, Brimborium, Firlefanzen, Kinkerlitzchen, Lappalie, Larifari. Unser „Firlefanzen“ ist alt. Volkstümliche Minnesänger haben es als *firlefei* vom altfranzösischen *vireli* übernommen, das oft als Kehrreim vorkam, so was wie „holladihoppsassa“. Schon bei Oswald von Wolkenstein wurde er dann getanzt und es hieß von der jungen Maid: „*Gar weidelich tritt si den firlefanzen*.“ Eine Augenweide. Wieso der so unwichtig wurde? Der *firlefanzen* muss sich einfach historisch totgelaufen haben.

## **Fisematenten**

Man weiß nicht so genau, wie man's schreiben soll. Vielleicht auch „Fisimatenten“ oder „Fissematenten“. Vielleicht sogar „fiese

Matendchen“ wie schon mal im Rheinischen. Das Wort hat viele Hobbyetymologen angeregt. Meist vermuten sie französische Herkunft, versehen mit einem lustigen Histörchen: Danach sollen napoleonische Soldaten mit der Aufforderung „*Visite ma tente*“ = „Komm in mein Zelt“ sich an die deutschen Mädchen rangemacht haben und die Mutter oder wer auch immer hat gemahnt: „Mach keine Visitmatenten!“ Diese schöne Geschichte übersieht leider, dass das Wort viel älter ist. Schon um 1500 gab es *visimetent* für eine nichtige Erfindung und dann *visipatent* für eine Nichtigkeit allgemein. Das würde von der Bedeutung besser passen.

Wie oft bei solchen Wörtern kann man die Bedeutung nicht so gut angeben. Die einen verwenden sie so, die anderen so. „Mach keine Fisimatenten“ wird schon mal verstanden wie „Mach keinen Unsinn!“, aber auch „Mach keine Umstände!“ Nach Grimm waren es listige Ausflüchte, listige Streiche, Schikanen oder Finten.

## Fistelstimme

Irgendwie eigenartig. Schließlich ist eine Fistel doch ein tief gehendes Geschwür, besonders in der Lunge. Das Wort ist übrigens ein Lehnwort aus dem lateinischen *fistula* und heimisch in der Medizin. Die *fistula* aber ist eine Röhre und von daher verstehen wir auch, dass die dünne Fistelstimme wie aus einer engen Röhre klingt und darum so hoch wie bei kleinen Männern und Eunuchen. „Dieter Bohlen hat schon für viele komponiert: Für die ‚Sportschau‘ etwa oder Johannes B. Kernalers Talkshow, für seine eigene Fistelstimmen-Combo ‚Modern Talking‘.“ So stand es im „Spiegel“. Und da hat er die Stimme auch selbst gesungen.

## Flittchen

Flittchen und Flitterwochen – geht das irgendwie zusammen? Ja, es gab ein Verb *flittern*, das in einer Verwendung so viel hieß wie „schmeicheln, kosen“, englisch *to flatter*. Da haben Sie das Missing Link, von dem Sie leicht zu beidem kommen. Dann spielt noch ein bisschen „flitzen“ und „flitschen“ herein, das auch für die österreichische Flittchen-Variante „Flitscherl“ zuständig ist.

## Flohmarkt

Dass man da Flöhe kaufen kann, glaubt keiner. Aber welche fangen? Heutzutage auch unwahrscheinlich. Selbst der Flohzirkus dürfte selten sein. Was aber hat es dann mit dem Wort auf sich? Im Deutschen dürfte das nicht so schwierig sein. Die Quelle ist wie für viele Sprachen der *marché aux puces* oder ein anderer in Paris. Was aber war das? Es hieß ja übersetzt einfach „Flohmarkt“, aber etwas deutlicher, nämlich nicht: *marché de puces*. Das würde ja wohl heißen, dass da mit Flöhen gehandelt wurde. Ja, einhandeln konnte man sich vielleicht schon welche. Da wäre dann eine Theorie, dass der Markt flohverseucht war, eine zweite, dass es hier vor allem Kleinzeug zu kaufen gab. Eine absurde Herleitung ist eine amerikanische: Nach dem Abriss der Slums in Paris mussten die Second-Händler wegziehen, „were forced to flee“, von daher *flee market* und später *flea market*. Ja, und das hätte dann die halbe Welt von den Amerikanern übernommen!

## Forist

Kein Druckfehler, kein Schreibfehler. Hat auch nichts zu tun mit Blumen oder lateinisch *flor*, sondern – richtig gefühlt – auch mit Latein, aber mit *forum*, jener urantiken Institution, die öfter mit

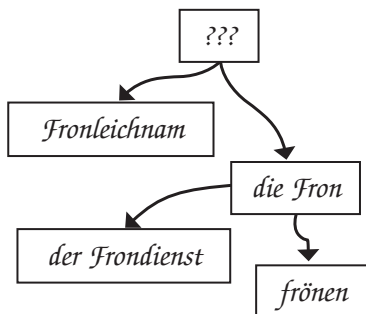
„Markt“ übersetzt wird, jedoch eher der Idee der Öffentlichkeit verbunden ist, also einer Idee, die irgendwie das Abendland, besonders aber die neue mediale Zeit prägt und in Reinform in den Foren des Internets lebt. Wer dort mitlebt, wusste gleich, worum es sich handelt: Foristen sind Menschen, die sich an Foren und Forumsdiskussionen und an Austausch beteiligen. Im Forum legt man erst mal seine Identität ab, man wird neu geboren. Man ist nur das, was man da kommuniziert. Die Partner bilden die Person rein auf Basis der Kommunikationsbeiträge. Und ist es denn im realen Leben so viel anders? Zu sehr geben wir uns der trügerischen Hoffnung hin, es sei ganz anders, wenn wir leibhaftig da sind.

### **Fronleichnam**

Irgendwie werden Sie das Wort als dreiteilig empfinden. Zum ersten Teil fallen Ihnen vielleicht Verwandte ein wie „Frondienst“, „Fron“ und „frönen“. Welche gemeinsame Bedeutung könnte denen zukommen? Fronleichnam wird als Kirchenfest gefeiert, es heißt als „Leib des Herrn“. Ob das verhüllend ist oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden, bin aber gewiss, dass „Leichnam“ da steht. Wir haben hiermit das Missing Link gefunden: *vro*, *vrono* hieß vor 1 000 Jahren „Herr“. Es ist aus dem Deutschen fast verschwunden, nur noch in unverständlichen Resten erhalten. Die Fron war schwere Arbeit für den weltlichen Herrn. Das wurde dann verdeutlicht und verstärkt in „Frondienst“. Der Dienst für den Herrn war schwer, weil unentgeltlich und erzwungen. Ganz anders das abgeleitete Verb: „Wir frönen der Lust und des Lasters, all unserer Leidenschaften.“ Das scheint so schwer nicht zu sein. Wie kommt es dazu? Es ist eine Art Objektverschiebung.

Stellen Sie sich vor: „Frönen“ hieß „dem Herrn dienen“. Wie aber nun, wenn es die Herrin war? Bei Wieland ist die Rede von der Dame, der er frönet. Das klingt schon angenehmer. Und dann musste nur noch das Dativobjekt erweitert werden, nicht nur der Frauen, sondern auch anderer Lustbarkeiten frönen.

Nun aber zum Rest: Das Wort enthält auch „Leichnam“, mit dessen erstem Teil wir keine Probleme haben. Und *-nam*, was ist das? Früher hieß es *lihhamo*, der vordere Teil bedeutete „Leib“ und wurde dann in „Leiche“ der tote Leib. Und *hamo* war das Hemd, würde man heute sagen, weil es auch noch in „Hemd“ steckt. Es wurde aber im weiteren Sinn gebraucht und bedeutete „Hülle“. Der Leib als Hülle, das kommt Ihnen doch bekannt vor. Ja, der Leib als Hülle der Seele. Und das ist auch der Leichnam, aus dem die Seele entwichen ist.



## Furore

Furore wird gemacht und man kann dafür sorgen, dass welche (oder welches?) entsteht. Wie aber und wo? In der Bundesliga zum Beispiel mit schönem Fußball, auch auf Festivals mit toller Musik. Sogar mit spektakulärer Herrenunterwäsche hat mancher für Furore gesorgt. So schön, wie das Wort klingt, kann es nur aus dem Italienischen kommen. Ein kurzes lateinisches Gastspiel ging in der Mischsprache des 16. Jahrhunderts voraus: *in unwürse* (zu „unwirsch“) = *in furore*. Italienisch *furore* bedeutet noch

genauso Wut. Bekannt ist *Orlando furioso* = „der rasende Roland“ (kurzfristig mal ein Intercity, jetzt nur noch eine Schmalspurbahn auf Rügen). Die Redensart „Furore machen“ ist allerdings im Ganzen aus dem Italienischen genommen: *far furore*. Sie wird nicht mehr so dramatisch verwendet, etwa im Sinn von „Aufsehen erregen“ bis hin zu „in Mode sein“. Das könnte man so erklären, dass es im Italienischen ein normales Wort, im Deutschen aber durch die Fremdartigkeit etwas Herausgehobenes ist.

### Gänsefüßchen

Mit der goldigen bildlichen Bezeichnung wollte man den Kindern ihren Gebrauch nahebringen. Beim Gebrauch in der Presse sollten wir Leser die Anführungszeichen aber



als Warnzeichen lesen, weil der Gebrauch oft Missbrauch ist. Dann wird zum Beispiel nur ein ausgesuchtes Schnippselchen der Originalaussage verwendet: „Die Regierung sei ‚abgetaucht‘, rügten Abgeordnete der Linkspartei, Liberale und Grüne in seltener Eintracht“, hieß es etwa einmal im „Spiegel“. Man möchte ganz gern wissen, was eigentlich gesagt und was weggelassen wurde. Journalisten lernen, Authentizität zu vermitteln, aber eigentlich vorzutäuschen. Ganz verloren sind wir Leser, wenn keine Anführungszeichen gesetzt werden, wo welche hingehörten. Die Pressewelt (wie unsere Welt) ist voll von Zitaten ohne Anführungszeichen. Denn woher weiß ein Journalist, was er



schreibt? Gabriel Garcia Márquez soll gesagt haben: „Eine Sprache ist eine Sammlung von Zitaten.“

## GAU

Eine gut aussprechbare Abkürzung, die eigentlich zum Wort – wie „Tschernobyl“ gar zum Wort des Jahres – wurde. Darum wird auch die Wortbildung „Super-GAU“ möglich. Erst in der Auflösung wird ihr Sinn wieder deutlich und kritisierbar. **Größter anzunehmender Unfall.** Die Störfall-Verhüllung war noch nicht erfunden. War nun Tschernobyl ein GAU oder nicht? Was würden Sie sagen? Ja, es war sogar ein Super-GAU, weil es zur Kernschmelze kam und genügend Radioaktivität ausgetreten ist. Der einfache GAU könnte uns ziemlich egal sein, weil es der Unfall ist, den das Kernkraftwerk gerade noch aushalten soll. Wer aber nimmt an, was der größte Unfall wäre, und wie begründet er das? Die Annehmer verschwinden, nicht erst in der Abkürzung. Subjektverlust nennt man das. Die Handelnden werden nicht direkt verschwiegen, nein, es gibt sie gar nicht mehr. So entsteht Objektivität und Realität.

## Gedöns

Wieder Altbundeskanzler Gerhard Schröder. Was sagte er damals? Und was war gemeint? Er sprach von dem Ministerium für „Frauen und Gedöns“, wenigstens ist die mediale Welt voll hiervon. Fast könnte man glauben, Schröder habe das Wort erfunden. Das gab es aber schon im Mittelalter und es ist bis heute in der norddeutschen Umgangssprache, aber eigentlich in lautlicher Abwandlung im ganzen Westen geblieben. Gebraucht für irgendwie Unnötiges, seien es Reden oder Gegenstände. Was ist aber kein Gedöns?

## Geisterfahrer

So ein schönes Wort! Und dann per political correctness aus dem Verkehr gezogen. Das ist leider das Schicksal der Sprachverbesserer, dass nämlich die Realität ihre eigenen Bahnen zieht. Und so fährt der Geisterfahrer immer noch auf der falschen Fahrbahn, auch wenn er inzwischen zum Falschfahrer mutierte. Allerdings sind nicht alle mitgegangen. Darum sind mittlerweile die meisten Geisterfahrer in Österreich unterwegs. Lassen Sie sich durch das scheinbare Verschwinden nicht irreführen auf deutschen Straßen. Bleiben Sie Realist.

## Gemütlichkeit

Ich bin das zweitdeutsche Wort. Ich bin so deutsch, dass ich freiwillig in andere Sprachen übernommen wurde. Vor allem aber spiegelt sich in mir Sprachgeschichte. Allein schon mein vielseitiger Ahn „Gemüt“ bekommt im umfassenden Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm über 30 Spalten. Hatte darum Goethe die Idee, man sollte mich dreißig Jahre nicht aussprechen, dann könne ich mich regenerieren?

Grob gesprochen ist in mir „Mut“, älter *muot*, nicht in heutiger Bedeutung. Mir ging es eher um die mentale und emotionale Verfasstheit und die Stimmung eines Menschen. All dies wurde dann in meinem Innern, im „Gemüt“ zusammengefasst. So haben auch heute noch viele Menschen ein sanftes, darum auch schlichtes Gemüt. Im Plural geraten sie aber eher in Wallung. Die Masse bringt's, sie lässt sich erregen und vielleicht auch wieder besänftigen.

Bei meiner Mutter „gemütlich“ ist die Trennung schon vollzogen, erst recht bei mir, der „Gemütlichkeit“. Gemütlich sitzt man beisammen, in der Wirtschaft, auch nach dem Gottesdienst. Und

was macht man da? Man trinkt – deutsche Trinkkultur eben. Selbst wo es anfänglich etwas offizieller hergeht, geht man doch gern zum gemütlichen Teil über.

Ich war die innere Stimmung, die durch das entsprechende Äußere gestützt wurde. Und wie Kulturpessimisten ahnen, nahm der Anteil des Äußeren, ja Äußerlichen zu. Und gerade das wurde zum Exportschlager. Meine amerikanische Verwandte lebt in Minneapolis im Gasthof „Zur Gemütlichkeit“, dickbusig im Dirndl, in der holzgetäfelten Bauernstube. Ich aber bin alt, deutsch und urtümlich, wenngleich manche sagen, ich sei behäbig, spießbürgerlich, bieder und miefig. Mir geht es gut in Deutschland. Meine Geschwister Wärme und Geborgenheit leben auch in Deutschland in besten Verhältnissen. Aber Vorsicht: Nicht einlullen lassen durch falsche Gemütlichkeit. Wen wundert es da, wenn schon Heinrich Heine uns wieder wecken musste?

„Gemütlich ruhen Wald und Fluss,

Von sanftem Mondlicht übergossen;

Nur manchmal knallts – Ist das ein Schuss?

Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.“

Möchten Sie da noch nach dem Motto leben: Probierts mal mit Gemütlichkeit?

## Grips

Grips soll, muss und kann man haben. Aber wie bekommt man ihn? Angeboren? Vielleicht ein bisschen. Das Berliner Grips-Theater geht nach eigenen Worten einen anderen didaktischen Weg: „GRIPS versucht, die Bedürfnisse, Probleme und Sehnsüchte seines Publikums zu erkennen, sich zu eigen zu machen und daraus sinnliche, vitale Stücke zu entwickeln, in denen die Zuschauer sich wiedererkennen und die ihnen helfen sollen, ihre soziale

Phantasie zu entwickeln, ihre Umwelt besser zu durchschauen und zu verändern.“

Vielleicht bekommt man so wirklich etwas Grips und man sollte früh anfangen. Aber der Wege sind viele, zu einer schnellen Auffassungskraft zu kommen. Interessant ist das Bild dahinter: Das ursprüngliche *grippen* war ganz so etwas wie unser jugendsprachliches „raffen“. Es wurde intensiviert zu *gripsen* und von daher der „Grips“. Man muss ihn von überall her holen.

In der virtuellen Welt gibt es jetzt schon die Gripser, die alles rafften und vielleicht mal unsere verpönten Intellektuellen ersetzen. Das wär auch gut für die. Jedenfalls: Ich bin ein Gripser.

## Grütze

Grütze im Kopf, wie soll dieser Mensch gescheit sein? Grütze ist grob gemahlenes ausgehülstes Getreide, das besonders nahrhaft ist und sich vielleicht fürs Müsli eignet. Ja, aber das könnte doch auch den Verstand stärken. Es gibt gute Vermutungen, warum, wer Grütze im Kopf hat, im Vollbesitz seiner Geisteskräfte ist. Die Grütze war im Gegensatz zur Spreu das Nahrhafte, das Wichtige. Oder handelt es sich um eine Umformung aus *Kritz*, was so viel wie „Verstand“ hieß? Auf jeden Fall gilt: Wer Stroh im Kopf hat, sollte nicht mit dem Feuer spielen.

## Gugelhupf

Wer schon mal ins Elsass kommt, kennt ihn, den Hefekuchen in der typischen Form. Nach ihr trägt er auch seinen Namen. Die Gugel, eine Art Kapuze, kommt schon vor in althochdeutschen Glossen: *anu cugulun = sine cucullo* = „ohne Gugel“.

Im Laufe der Zeit hat sie eine reiche Familie ausgebildet. Einige Mitglieder zeigen schon, dass das Wort früh dem Untergang

geweiht war. Es musste durch Zusätze verdeutlicht werden: „Gugelhaube“, „Gugelhut“, „Gugelkappe“, „Gugelmütze“, „Gugelzipfel“.

Ja, das war der erste Teil. Und der zweite, auch mit Variante und leicht französisiert *Gugelhupf*? Mit „hüpfen“ hat er nichts zu tun. Vielmehr soll es eine bairische Form von „Hefe“, nämlich *Hepfen* sein. Wenn wir aber „Hefe“ verfolgen, kommen wir noch weiter. Denn dieses Wort leitet sich plausiblerweise von „heben“ her. Und auch im Bairischen gab es das entsprechende Verb, sodass wir leicht zur alten Ablautform gelangen: *hepfen* – *huop*. Somit erkennen wir die Idee, dass es sich beim Gugelhupf um ein Gehobenes in Kapuzenform handelt.

Natürlich kam im Internet „Stupidedia“, die „Enzyklopädie ohne Sinn“, noch auf eine andere Variante, die Ihnen eventuell schon durch den Kopf ging: „Googlehupf“ wäre eher eine Hüpfmethode, bei der wir oft nicht wissen, wo wir landen, der wir aber alle ausgeliefert sind. Der Artikel hierzu ist aber nicht zitierwürdig. Vielleicht denken Sie sich selbst einen aus.

## Habseligkeiten

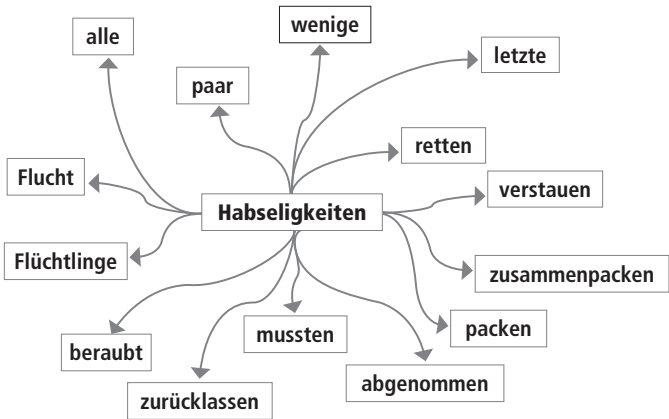
Das Wort darf hier nicht fehlen. Wieso? Es wurde im Jahr 2004 zum schönsten deutschen Wort gekürt. Zwar war die Mehrheit der Mitspieler nicht hierfür, aber die Experten haben dann dieses aus der Schüssel gehoben. Die Experten für das schönste deutsche Wort! Was es alles gibt. Wieso kann ein Wort schön sein? Es könnte schön klingen. Das wurde hier hoffentlich nicht angenommen. Es könnte eine tiefere Bedeutung haben. Ja, das wurde hier offenbar als Kriterium gewählt. Zugleich ging es darum, die schönste Erklärung zu küren. So schreibt die Gewinnerin in ihrem Essay ganz schön: „Vielfältig und wie zufällig muss die

Ansammlung von auf den ersten Blick wertlosen Gegenständen sein, um das Prädikat der Habseligkeiten zu verdienen. Dabei muss sie aber zugleich für ihren Besitzer einen Wert darstellen, der sich aus seinem individuellen seelischen Erleben ergibt und für Außenstehende nicht leicht erkennbar ist. Lexikalisch gesehen verbindet das Wort zwei Bereiche unseres Lebens, die entgegengesetzter nicht sein könnten: das höchst weltliche Haben, d.h. den irdischen Besitz, und das höchste und im irdischen Leben unerreichbare Ziel des menschlichen Glücksstrebens: die Seligkeit. Diese Spannung ist es, die uns dazu bringt, dem Besitzer der Habseligkeiten positive Gefühle entgegenzubringen ...“

Das ist recht persönlich und bringt individuelle Assoziationen ins Spiel. Assoziationen können wir auch verlässlicher ermitteln. Dann sieht das Ganze doch anders aus: „Habseligkeiten“ werden oft mit „wenig“ und „den letzten“ verbunden und man muss sie so oft packen und zurücklassen, darf nur wenige mit auf die Flucht nehmen. Das Wort lebt im Zusammenhang von Flucht und Vertreibung. Das kann man schön finden, wenn man sich im Mitleid mit den Betroffenen gut fühlt. Sehen Sie rechts ein Assoziationsbild.

Wörter haben aber auch ihre Vergangenheit. Gehen wir mal davon aus, dass wirklich „Seligkeit“ und damit „Seele“ in dem Wort steckt. Was wäre das dann für eine armselige Seligkeit, die im Haben bestünde? Aber „Seele“ steckt auch nicht drin. Vielmehr ein eher nichtssagender Bestandteil, wie wir ihn noch in „Schicksal“ und „Trübsal“ haben, er wurde durch das angehängte *-igkeit* umgelautet.

Ein Wort kann seine Vergangenheit auch hinter sich bringen. Da wäre es dann nicht so nett, sie vorzuführen und wieder aufzurühren. Oder doch?



## Hagestolz

Der Hagestolz blieb Junggeselle und erbte nur einen kleinen Anteil am Gesamtbesitz, weil er der jüngere war. Vor allem bekam er nicht die fruchtbaren Felder, nur ein Wäldchen, und war dann eher Knecht, für den es zum Heiraten nicht reichte. Stolz war er darauf natürlich nicht. Drum sollte uns der zweite Teil nicht irreführen, er ist eher dem heutigen „Gestalt“ verwandt und war eine Art Personenbezeichnung für den, der den kleinen Hag besaß. Noch heute ist der Hagestolz ein Unverheirateter, der keinen eigenen Hausstand gegründet hat. So hat er auch sein Gschmäcke bekommen: Als Junggeselle wird man verschroben, eine Art Eigenbrötler, der gar sein eigenes Brot bäckt. Darum denkt auch mancher, dass er hager ist. In Dornseiffs Wörterbuch steht er in Gesellschaft von Eigenbrötler, Einzelgänger, Outsider, Sonderling und Duckmäuser. Also eher ein alter verknöchert Jungge-

selle, der in einem Atem mit einer alten Jungfer genannt wird. Übrigens gab es früher auch die weibliche *hagustalda*, was ebenso viel wie Jungfer hieß.

Adalbert Stifter verfasste gar eine Erzählung „Der Hagestolz“ und, wie seine Geschichte endet, ist auch nicht fernliegend, aber tröstlich: „Nicht sehr lange Zeit nach seiner Zurückkunft stand Victor mit Hanna zur ewigen Verbindung an dem Altare ...“

## Hahnrei

„... binnen vier und zwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer!“ Eine rasante Entwicklung, die Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ darstellt. Dies ist eines der Superwörter für Etymologen. Manche sagen einfach: „ungeklärt“. Aber viele gehen weiter. Angeblich soll schon der berühmte Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz eine gewagte Etymologie von „Hahnrei“ entwickelt haben. Vor allem das *-rei* am Ende macht zu schaffen. Es wird schon mal an ein isländisches *ri* = „schneiden“ gedacht, weil es sich ja um einen Kapaun handele, der übrigens nach analogem Muster ein Kap-hahn, also ein gekappter Hahn ist. Dann aber heißt es, *rei* sei niederdeutsch und bezeichne den Handelnden, also so wie Sportler von Sport so der Hahnrei zu Hahn, etwa der, der *hahnt*, ein tatsächlich belegtes Verb. Ganz anders noch: Das *-rei* sei eigentlich Reihen oder Reigen. So sei Hahnrei einer, der den Hahnentanz mitmacht.

Während diese drei den ersten Teil als *Hahn* akzeptieren, versucht sich ein anderer an dessen Umdeutung. Er gehe zurück auf *hon*, was – nicht erstaunlich – so viel wie Hohn hieß. So war das also der Verhöhnner wie der Verhöhnnte. Denn tatsächlich wurde das Wort alternativ für beide beteiligten Männer verwendet. Auf



einem ganz anderen Trip ist Schmeller im „Bayerischen Wörterbuch“. Er bringt Hahnrei mit französisch *Henri* zusammen, es sei eine Verspottung, „damit die teutsche die frantzen aufziehn“. Wieder Abenteuerwissenschaft!

## Hallimasch

Ein bemerkenswert undeutlicher Name für einen Pilz, wo Pilze doch sonst so treffend heißen wie „Stinkmorchel“ oder „Ungiftiger Schleimkopf“. In „Hallimasch“ findet sich wohl das alte Wort *hæl* = „schlüpfrig“, weil er im Herbst einen schleimigen Kopf hat oder – wie bei vielen Pilzen – in Mengen genossen abführend wirkt. Im Bayrischen gibt es noch eine deftigere Erklärung, die auf der gleichen Annahme fußt: Hall im Arsch.

## Hallodri

Hier haben wir es mit einem Bayern, einem jungen Leichtfuß oder später dann mit einem Lebemann zu tun, der nur Allotria macht. Zu seinem H soll er abenteuerlich durch Verschmelzung mit *Hallo* gekommen sein. Hat er zu oft „Hallo“ statt „Servus“ gesagt? Dies nur als Beispiel ulkiger Phantasien. Plausibel ist der Zusammenhang mit „Allotria“, das aus dem Griechischen stammt und im ersten Teil *allos* enthält, das so viel wie „fremd, fremdartig“ heißt und medizinisch etwa in der „allogenen Transplantation“ (mit fremdem Gewebe) erscheint. Das Allotria sind fremdartige Späße und Albernheiten. Wo der Hallodri sein *H* tatsächlich hergezaubert hat? Wir lassen ihm sein Geheimnis.

## hanebüchen

Verschrieben ist das Wort nicht. Und „Hahn“ drin zu sehen wäre wohl hanebüchener Unsinn. Das Adjektiv ist abgeleitet aus

„Hagebuche“, also „Hainbuche“, deren Holz als grob galt. Wenn man es etwa von Menschen sagte, lag dann auch „derb“ nahe und gleich danach „unverschämt“. Ein hanebüchener Vorwurf ist unverschämt und Unsinn auch, insofern er jemandem als Sinn zugemutet wird. Seltene Wörter sind besonders flexibel. Jeder muss und kann sich aus wenigen Verwendungen was zusammenreimen.

### **harmlos**

„Kummer und Harm“ klingt Ihnen vielleicht literarisch in den Ohren. Wie analog „Kummer und Leid“. Es bedeutete „anhaltendes Leid, Kummer, auch Kränkung und Verletzung“.

„Rudolf nahm die kalte Tochter  
in den väterlichen Arm,  
hielt sie so zwei lange Tage,  
tränenlos und ohne Klage,  
und verschied im stummen Harm.“

So heißt es in einer von Franz Schubert vertonten „Romanze“ von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Jetzt ist es uns gelungen, das Wort zu verharmlosen. Zwar könnte man sich noch denken, es hieße „ohne Harm“, aber auch da tauchen die schlimmen Schmerzen nicht mehr auf. Ja, das englische Pendant *harmless* hat es noch weiter gebracht und wird sogar im Sinn von „gutmütig“ verwendet. Schöne neue Welt.

Früher gab es – erstaunlicherweise – noch ein Wiesel, das Harm hieß. So sagt Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde“: Ihre Hände waren ...

*„weich und linde, kleine, lanc,  
und rehte alsam ein harm blanc.“*

Dieses Wort wurde wohl unterdrückt. Um Missverständnisse zu vermeiden, nahm man nur noch die Verkleinerungsform und die haben wir heute noch: „Hermelin“.

Aber nun noch als Kontrastschock eine ganz andere Verwendung des Worts als Nebenform von „Harn“. Da zeigt uns der Reformator und Sprachkönner Luther, in welche Reihe das gehört: *„und lässt doch von sich eitel Unflat, Rotz, Speichel, Putter, Schweis, Schweren, Blattern, Grind, Gnatze, Flüsse, Eiter, Mist und Harm.“* Wie man all diese Sauereien auseinanderhalten konnte, bleibt eher rätselhaft.

## hartgesotten

Hartgesottene halten manches aus. Sie sind schwer zu erschüttern. Aber bei manchen Verbrechen sind auch hartgesottene Polizisten erschüttert. Wahrscheinlich fällt Ihnen bei dem Wort auch ein: Gesottenes und Gebratenes. Was ist darin das Gesottene? Ja, ein Partizip, aber von welchem Verb? Es stammt von „sieden“, das früher so funktionierte: *sieden – sott – gesotten*. Im Gegensatz zum Braten wurden beim Sieden Speisen in Wasser gegart. Hätte man da nicht erwartet, dass sie weich würden? Diese Frage stellt sich, wer nicht so viel vom Kochen versteht. Manches zu lange Gesottene wird eben hart. Außerdem könnte man als sprachhistorisch Gebildeter annehmen, dass die alte Verwendung von *hart* eingegangen ist, die so viel meinte wie „viel, sehr“. Damals konnte man sogar sagen: *harte schön*. Mein Tipp für die Jugendsprache, in der ja immer neue Steigerungen nötig werden! Mit „sieden – siedete – gesiedet“ ist sozusagen ein neues Verb entstanden. „Gesotten“ blieb isoliert stehen. Und bekam auch Bedeutungen wie „verstockt, hartherzig“.

## hegemannen

Dies ist natürlich eine Gelegenheitsbildung, aber lehrreich. Der Fall Hegemann, ist er noch im Bewusstsein? Die Hegemann, ein Mensch, der so jung ist und so kalkuliert mit Sprache umgehen kann, der vom Feuilleton hochgejubelt wird und offiziell so wunderbar ungeschoren dahinlebt. Was aber macht das unkre-ative Volk damit? Es bereichert uns kritisch, wenn auch hoffentlich – oder leider – nur vorübergehend. Sehr bald setzte ein Twitternutzer namens Mattsches – natürlich ein Matthias – das Wort „Hegemanie“. Schon kurz darauf konnte man nicht nur „den Möllemann“ machen (der mit dem Fallschirm), sondern auch „den Hegemann“, und wenn man den schon mal hatte, naheliegend auch „die Hegemann“. Auch das passende Verb wurde gebildet und gleich definiert: „Hegemannen *is the new* schamlos klauen.“ Worauf der Erfinder A\_Sevik die Antwort bekam: „Was sind denn das für Hegemanieren hier?“ Und einer namens Avatar nutzt auch den Vornamen, erfindet das Verb „helenifizieren“ mit der traurigen Feststellung: „Schwerer auffindbar sind helenifizierte und gehegemannte Versatzstücke“, so als wüssten wir Professoren nicht schon länger, wie sie zu verstecken und zu entdecken sind. Auf welcher Seite kämpfen wir? Sind wir nicht auch hegeman? Hatten wir uns doch mühsam eine Zitierkultur erarbeitet! Viele sehen sie lange als verkommen.

Doch so weit wie die Aymara hatten wir es sowieso nicht gebracht: Diese Indianer leben in den chilenischen Anden in 4 000 m Höhe. Die Linguistin Eve Sweetser hat ihre Sprache untersucht und dabei Interessantes herausgefunden: Bei den Aymara kann man nicht einfach etwas behaupten, man muss immer dazusagen, woher man das entsprechende Wissen hat. Der Sprecher muss

markieren, ob er es erzählt bekommen hat, gerüchteweise vernommen, nur gefolgert oder selbst gesehen hat. Sagt zum Beispiel jemand: „Die Amerikaner sind auf dem Mond gelandet“ und verwendet dabei nicht den Marker mit dem Wert „Kenntnis aus zweiter Hand“, wird er als Angeber angesehen und vielleicht gefoppt: „Ach, warst du dabei?“ Wir sind nicht grammatisch gezwungen anzugeben, woher wir etwas wissen. Darum oder trotzdem lohnt sich immer, wenn einem jemand was erzählt, zu fragen: „Woher weiß die das?“ oder direkt: „Woher weißt du das?“ Und auch für uns selbst sollten wir uns schon mal fragen: „Woher weiß ich das eigentlich?“

PS: Weitgehend gehegemannt von Anatol Stefanowitsch – beachten Sie die Mehrdeutigkeit!

## Heimat

Das deutscheste aller deutschen Wörter! Kein wahres Äquivalent in keiner Sprache. Was hängt hier nicht alles dran, vom Heimweh, das als Wort und Krankheit entstand bei der Schweizer Garde des Vatikans, darum auch Schweizer Krankheit, über die Heimatlosen und Heimatvertriebenen, zum Heimatfilm und zum Heimatschuss oder Heimatschüsse, das einem im Krieg die Chance gab, mal nach Hause zu kommen. Natürlich steckt „Heim“ drin und *-at* war früher *-oti*, das auch in „Einöde“ steckt. Heimat war einst eng begrenzt, die Stelle oder das Haus, wo man geboren war, das man vielleicht erbte. Sie hat sich weit ausgedehnt, sodass man heute nicht mehr genau weiß, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Und wenn es politisch wird, gilt das nicht nur für den Raum, nein, auch für die Zeit. Sollte man sich bis ans Lebensende als Heimatvertriebener fühlen – vielleicht noch die nächste und übernächste Generation?

## Himbeere

Die Blaubeere ist blau, die Erdbeere wächst auf der Erde – und die Himbeere, ist sie him oder wo wächst sie? Und die Brombeere, ist sie brom? Bei der Heidelbeere funktioniert die Zerlegung noch: *Heide-l-beere* = „Beere, die irgendwie zur Heide gehört“. Mit *Him-* und *Brom-* wissen wir aber nichts mehr anzufangen. In *Him-* soll sich *hint* verbergen, das Wort für Hirschkuh. Meinte man, dass Hirschkühe gern Himbeeren fressen oder sich in den Sträuchern verstecken? *Brom-* gehe auf *brâm* zurück, das einen Dornenstrauch bezeichnete. Schon plausibler. Da wir schon bei den Beeren sind: Die Brombeeren hießen wohl früher *murberi*. Im ersten Teil steckt lateinisch *maurus*, später zusammengezogen zu *morus* = „schwarz“, das ja in romanischen Sprachen weiterlebt (übrigens auch in deutsch „Mohr“). Die Laute *r* und *l* wechseln oft. So wurde aus *murberi* dann *mulberi* und im Zuge der Sprachentwicklung *maulberi*. (Im Englischen blieb es *mulberry*.) Und dies ist der Konkurrenz erlegen, hat sich eine andere Beere gesucht, nämlich eine, die auf Bäumen wächst, wie eine Brombeere aussieht, aber auch von anderer Farbe sein kann. Erstaunlicherweise auch in Weiß, darum botanisch *morus alba*, die „weiße Schwarze“, die Maulbeere. Aber mit „Maul“ hat sie nach wie vor nichts zu tun. Die Beeren scheinen es in sich zu haben. Da gäbs auch noch die interessanten „Ribiseln“. Aber können Sie alle voneinander unterscheiden?

## Hucke

Ist die Hucke ein Körperteil? Wir wissen: Man kann sie sich vollsaufen, man kann sie aber auch voll kriegen. Es war wohl erst die Last, die man auf dem Rücken trug, also huckepack, dann auch der Rücken selbst.

So erklärt sich das mit den Schlägen ganz gut. Aber wie könnte man sich den Rücken vollsaufen? Vielleicht ist da eher an die Hücke gedacht, an den Tragkorb, mit dem man auf dem Rücken trägt: Man säuft so viel rein, dass man nicht mehr hochkommt.

## Hundsfott

Heute wohl nicht mehr so üblich. Allerdings doch bairisch: „Ausgschamda Bazi, Hundsfott damischer!“ Die hohe Zeit des Wortes war das 18. Jahrhundert. Wir kennen es aus der Kraftsprache des Sturm und Drang. „Spiegelberg müsste ein Hundsfott sein, wenn er mit dem nur anfangen wollte“, heißt es in Schillers „Räubern“. Und es war immer sehr schlimm und vulgär. Sollen wir es sagen? Es war eine Übertragung von der „Hundsfotze“ der läufigen Hündin auf einen Menschen, pardon, auf einen Mann natürlich. Drum wechselte auch das Genus von „die“ zu „der“. Ein Hundsfott war ein übler, moralisch zu verabscheuender Mann. Für Beschimpfungen, Schmähungen und Flüche taugt, was unterhalb des Nabels liegt, Anales, Fäkales und Sexuelles. Das ist nicht nur im Deutschen so. Schimpfwörter und Wörter aus dem Sexualbereich sind meist sehr derb, sie zeigen uns aber auch sprachliche Kreativität, weil sie die Sprecher bewegen und weil es was zu verhüllen und doch zu benennen gilt. Darum gibt es in diesen Bereichen immer viel Wortbewegung. Erstaunlich, dass „Hundsfott“ es in die hohe Literatur geschafft hat.

## Kalauer

Ein fader Wortwitz, dafür waren die Franzosen zuständig. Sie hatten den *calembourg*, der am Ende ja auch ein bisschen deutsch klingt. Bei uns taucht das Wort erst im 19. Jahrhundert auf. Man habe es angeglichen an den Stadtnamen Kalau. Warum, weiß



kein Mensch. Jedenfalls streiten die Kalauer eine begründete lokale Entstehung ab, nutzen die Mär aber für die Stadtwerbung. Ich finde Kalauer nicht schlecht. Es sensibilisiert für Sprache, wenn die

Bedeutung eines Wortes kippt, schöner noch, wenn man sie kippen lässt.

## Karneval

„Fleisch ade“. „Ade“ ist Kurzform für „Adieu“, also für Gott? Ja, wenngleich er natürlich das Fleisch nicht bekommen hat, wurde schon für Gott gefastet. Darum in katholischen Landen auch Fasnacht oder Fasnet genannt, deutlicher noch Fastnacht. In Bayern gibt's den Fasching stattdessen. (Die Bayern haben diese Zeit schon seit dem 13. Jahrhundert mit dem Bierausschank verbunden, also „Fastschenk“.) Wie immer die Veranstaltung auch heißt, sie war so wichtig im ganzen katholischen Land wie heute noch in Köln. Ursprünglich war es nur der Vorabend der Fastenzeit, den man aber aus verständlichen Gründen nach vorn ausgedehnt hat bis mindestens auf den Donnerstag vorher. Ob alle, die da feiern, anschließend auch Buße tun oder gar fasten, kann man bezweifeln. Ein leerlaufender Ritus?

Übrigens, „fasten“ ist uralte, hieß ursprünglich wohl „an einer Vorschrift festhalten“, kam aber schnell im kirchlichen Bereich zu seiner Spezialverwendung „freiwillig für eine bestimmte Zeit auf (fleischliche) Nahrung verzichten“, wobei das „freiwillig“ vielleicht übertrieben ist.



## Kaschemme

Ganz heikel, wie hier wieder mal Sache und Wort zusammengebracht werden. Vermutete Herkunft: zigeunersprachliches *katsšima* = „Wirtshaus“. Älter ist die Spelunke, eigentlich eine Höhle. Und darum besonders für Speläologen geeignet?

Übrigens, die österreichischen Beis(e)l sind analoger Herkunft. Sie sollen einst verrufene Schenken gewesen sein, in denen Zuhälter und Gauner verkehrten. Heutzutage ist es eher ein nettes Gemeinwort mit zärtlichem Beigeschmack – wegen des *-l* am Ende? Berühmt war das Wiener „Griechenbeisl“, in dem Emil Jannings treuer Stammgast war.

„Beisl“ kommt von hebräisch *bajis* = „Haus“ (arabisch *bait*). Auch da war es schon das Quartier, das Wirtshaus und im Jiddischen mit schönen Zusammensetzungen: *Bajeswinde* = „Haustür“, *Ezebais* = „Rathaus“, *Schombais* = „Diebesherberge“, *Schofelbais* = „Zuchthaus“.

Ein etwas rückständiger Professor schrieb 1898, *Baisl* sei ein Beispiel dafür, wie Wörter gleich falschen Münzen in lichtscheuen Räumen geprägt werden, wie sie sich anfangs schüchtern in die Öffentlichkeit wagen, dann, wenn das gemeine Volk die Prägestätte nicht mehr wittert, als gute Münze ausgegeben werden und so von Mund zu Mund wandern. Kommen sie dann in bessere Kreise, werden sie mit Kulturseife gewaschen und parfümiert, sodass auch der Anstand keinen Anstand mehr nehme. Gemälde aus den Zwanzigerjahren – zum Beispiel von Otto Müller – zeigen aber besser, was es mit Kaschemmen noch so auf sich hat.

## Kauderwelsch

Wer Kauderwelsch spricht, der radebricht. Oder wie würde die Verbform lauten? Auf jeden Fall redet er unverständlich: „Was ist

das für ein Kauderwelsch? Ich versteh kein Wort.“ Ursprünglich ging es um *Churwelsch*, also um das, was in der Umgebung von Chur gesprochen wurde. Es ging um das Rätoromanische, das vielleicht viele nicht verstanden haben. Übrigens: Mit „Welsch“ ist eine fremde Sprache gemeint und die Welschen sind seit alters die Nichtdeutschen, die man ja sowieso nicht versteht. Schon im Althochdeutschen hieß es: „*Tole sint Uualhâ, spâhe sint Peigira.*“ Dumm sind die Welschen, klug sind die Bayern. Das war natürlich ein bairischer (und dies schreibt man hier so!) Text und ein bayrischer Schreiber.

## Keks

Die Reinheit der deutschen Sprache liegt vielen am Herzen. Puristen werden solche Leute genannt. Leider kann der Einzelne an der deutschen Sprache nichts ausrichten. Er sollte lieber selber sauber bleiben, auch sprachlich. Jedoch im tieferen moralischen Sinn. An diesem Beispiel können wir sehen, dass auch der Duden gegen uns alle wenig ausrichten kann. Er wollte uns noch 1903 vorschreiben, es heiße der *Kek*, die *Keks*. Da war er allerdings schon auf schönem Weg zur Eindeutschung, nur noch nicht so weit wie wir. Wie bei feinem Gebäck so üblich, wird es feiner, wenn es aus der Fremde kommt. Die Basis *cake* (Mehrzahl *cakes*) wird im Englischen eher für Kuchen schlechthin verwendet.

Hier eine Geschichte von Adolf Josef Storfer: Im Jahre 1903 setzte eine große Cakes- und Biskuitfabrik in Bielefeld, bedrängt von Fremdwortbekämpfern, einen Preis von 1 000 Mark für die Verdeutschung von Cakes aus. Um den Preis bewarben sich über 10 000 Personen, die insgesamt etwa 1 000 verschiedene Wörter vorschlugen. Für die Sprachsachverständigen des Preisgerichts ein Beweis für „die unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten, die

unsere Sprache zur Benennung eines neuen Erzeugnisses deutschen Gewerbefleißes bietet“.

Viele Einsender hatten unabhängig voneinander das Wort *Knusperchen* vorgeschlagen und dies erhielt den Zuschlag. Die Bielefelder Knusperchenfabrik konnte sich aber nicht lange dran erfreuen. Von allen Seiten regten sich Einsprüche, am lebhaftesten aus Bayern, wo man das Wort als besonders fremdartig und lächerlich empfand. Die Fabrik setzte daher frische 1 000 Mark in einem zweiten Wettbewerb aus. Der Preis ging nun an *Reschling*. Aber den konnte die Fabrik ebenso wenig durchsetzen wie vorher das Knusperchen. Auch der Vorschlag der *Knups*, die *Knupse* kam nicht durch.

Gemeinsam und ohne Verabredung oder Spezialistenpreisgericht haben wir uns für den Keks und die Kekse entschieden. So geht das in der Sprache. Was attraktiv ist, entscheiden wir alle – gemeinsam, aber jeder für sich.

## Kerbholz

Haben wir nicht alle etwas auf dem Kerbholz? Zwar nicht mehr wörtlich, aber im Sinn, dass wir etwas angestellt haben, das notiert oder bemerkt wurde. Früher war das Kerbholz noch real: Besonders im Wirtshaus wurde für jeden Verzehr ein Schnitz ins Kerbholz geritzt als Auflistung der Schulden. Wie das wieder runter kam, weiß ich nicht. Wurde das Kerbholz nach Bezahlung weggeworfen oder glatt gehobelt? Heute wird zwar auch noch einiges glatt gebügelt, aber so einfach ist das nicht immer.

## Kinkerlitzchen

Kinkerlitzchen waren einfacher Schmuck, meist längere Ketten, mit denen die Frauen sich behängten und aufhübschten. Heute

am Markt wäre es Modeschmuck oder Bijouterie. Sicher könnten wir auch heutzutage hierfür das Wort noch gebrauchen. Aber wir verwenden es abstrakter für alberne und unwichtige Handlungen, nur manchmal für kleine unwichtige Dinge.

Irgendwie steckt „Litze“ in dem Wort, wohl weil es sich um Hängeschmuck handelte. Die Verkleinerung mit *-chen* ist nicht eigentlich Verkleinerung, eher eine Sympathiesilbe, so wie, wenn ich mir ein Bierchen gönne, ich ein affektives Verhältnis zum Ausdruck bringe.

Eine abenteuerliche Erklärung nimmt französisch *quincaillerie* zum Ausgang. Das heißt nun allerdings Eisenwaren, was natürlich spöttisch auch für derlei Schmuck ginge – und im Französischen tatsächlich so verwendet wird: *bijoux faux et clinquants* – unechter, glitzernder Schmuck.

## Klamauk

Was da wohl drinsteckt? Ein Rätsel. Eine verblüffende Wörterbuchvermutung war *Kallemokum*, das im Rotwelschen für Frankfurt verwendet wurde, die Messestadt: *Kalle* = „Messe, Jahrmarkt“ und *Mokum* = „Stadt, Ort“. Bad Kreuznach ist *Zellemokum* und so weiter. Aber wie soll man da auf „ausgelassenes Lärmen“ oder Ähnliches kommen? Der Gedanke an Lautmalerei ist auch keine plausible Vermutung, obwohl das schon mal angenommen wird. Der Lärm ist beim Klamauk auch nicht das Entscheidende. Eher die Nichternsthaftigkeit: „Klamauk und Klamotte“, „Komik und Klamauk“, paradox gedacht ist „Kunst und Klamauk“. Es liegt bei „Witz, Satire, Kabarett“. Auf jeden Fall ein flexibles Wort ungeklärten Ursprungs. Bertolt Brecht konnte sogar ein Verb draus machen: „wenn ihr ... in den Zeitungen was klamauken hört.“ Ja, was das wohl meinte?



## klammheimlich

Das Wort ist alt. Es hat aber 1977 groß Karriere gemacht, und zwar in der Verbindung „klammheimliche Freude“. In einem sogenannten Nachruf auf den ermordeten Generalbundesanwalt Buback schrieb ein „Göttinger Mescalero“: „Ich konnte und wollte (und will) eine klammheimliche Freude nicht verhehlen.“ Die menschenverachtende (aber irgendwie wohl ehrliche) Äußerung rief einen Mediensturm der Entrüstung hervor, der sich immer wieder um dieses Wort drehte. So können ungewöhnliche Wörter zu Aufhängern werden. Das Wort selbst ist ein Hybrid. Der vordere Teil ist lateinisch *clam* in eingedeutschter Schreibweise und bedeutet nichts anderes als „heimlich“. Also doppelt gemoppelt, eine verdeutlichende Bildung, die andeutet, dass vorher *clam* wohl auch selbstständig verwendet und dann nicht mehr verstanden wurde.

## Kleinod

Ein Kleinod und zwei ...? Ein schwieriger Plural, man hat immer schon gezweifelt: die „Kleinod“ oder „Kleinode“ oder „Klein-

oder“? Jetzt haben wir das Problem fein gelöst mit – allerdings ungewöhnlichem – „Kleinodien“. Damit ist auch der Aufbau des Wortes ziemlich verloren gegangen. „Klein“ erkennen wir noch, aber wären nicht große Kleinodien besser, weil mehr wert? „Klein“ hieß früher so viel wie „fein“ ( für „klein“ hatte man *lützel*, das Sie jetzt nur noch in Ortsnamen finden). Das würde also passen. Der zweite Teil ist die Ableitungssilbe *-odi*, die auch in „Einöde“ und sogar in „Heimat“ steckt. Ihre Bedeutung ist schwer anzugeben. Hier dient sie der Bezeichnung eines Gegenstands, der aber fein gearbeitet ist. Kleinodien dienten im Mittelalter als Gastgeschenk. Auch haben die Ritter welche von der angebeteten Dame bekommen. Nicht umgekehrt!

Heutzutage wird das Wort überwiegend für größere Dinge verwendet: ein architektonisches Kleinod, ein historisches Kleinod, ein landschaftliches Kleinod, ein musikalisches Kleinod. Um etwas Kostbares und Besonderes handelt es sich immer.

## klipp

Kennen Sie nicht? Oh doch. Allein wohl nicht, nur in Gesellschaft mit „klar“. Meist kommt es darauf an, dass etwas jemandem klipp und klar gesagt wird. Was „klipp“ heißt, müssen wir gar nicht wissen. Wir kennen die Verwendung der Formel und wir wissen, was derartige Zwillingsformeln bewirken: Der Hauptzweck ist die Verstärkung. Wer etwas klipp und klar sagt, der tut es besonders klar, meist in einer Art Herrschaftsverhältnis, nicht etwa um Transparenz herzustellen. Trainer, Chefs und dergleichen sagen einem etwas klipp und klar. Eine kleine Überraschung gibt es da noch. Es gab ein Adjektiv *klipp*, das nach Grimm bedeutete „rasch, flink, fertig“. Diesen Aspekt hat unser „klipp“ ganz verloren.

## Kloake

In „Kloake“ steckt irgendwo „Klo“ drin, könnte man denken. Aber „Klo“ ist eine Kurzform von „Klosett“, das seinerseits vom italienischen *closetto* = „das Abgeschlossene“ genommen wurde. Offenbar waren die Italiener in puncto Scham einen Schritt weiter und haben uns was beigebracht. Und was die Kloaken betrifft sowieso. Die älteste Kloake Roms ist ein etruskisches Bauwerk, ein riesiger Kanal, der die Abwässer ins Meer leitet. Der Volksmund wollte das Wort nicht so gern aussprechen, wollte doch mehr Sinn darin sehen. So hat er zwischenzeitlich schon mal *Kotlake* draus gemacht, was die Sache vielleicht besser trifft als Abwässer. Jedenfalls finden sich darin etwa ausgelaufenes Öl, angeschwemmter Müll, sogar verwesende Leichen und Kadaver. Da versteht man den zweideutigen Spruch: Wer einmal in die Kloake gefallen ist, der kann nicht mehr gut riechen.

## knutschen

Man weiß nicht so genau, wie weit das geht mit dem Knutschen. Bis zum Knutschfleck oder reicht die Knutschzone weiter? Ursprünglich hieß es so viel wie „zusammendrücken“, auch schon mal „quetschen“. Berühmt ist die Story mit den amerikanischen GIs und den englischen *girls*, in der die Reihenfolge eine wichtige Rolle spielte: Bei den Amis kam der Kuss sehr früh, bei den englischen Mädchen eher spät. Wenn also so ein GI ein Mädchen küsste und sie mitspielte, dann bedeutete es für ihn wenig, sie aber war schon sehr weit im Standardablauf und ging leicht noch weiter. So kam es zu dem (schlimmen?) Missverständnis, dass die Amis die englischen Mädchen eher für leicht hielten und die Mädchen die Jungen für stürmisch und für Draufgänger.

Die Wörterbucheklärung „umarmen und küssen“ scheint da etwas knapp, einer eher ärmlichen Auffassung der Sache entsprungen. Im Internet findet man jedoch einige Anleitungen und Tipps: „Wichtig während des Knutschens ist natürlich auch, was du dabei mit deinen Händen machst. Du kannst beim Küssen zum Beispiel dem anderen durch die Haare fahren oder den Kopf halten. Wichtig ist nur, dass du sie nicht irgendwo rumliegen lässt oder dich beständig irgendwo am anderen festkrallst.“ Und lebensklug: „Es gibt so Sachen, die lernt man nur in der Praxis. Das ist eine davon.“ Idiomatisch ist der Überraschungsausdruck „Ich glaub, mich knutscht ein Elch!“

### **Korinthenkacker**

Sicher eine derbe Angelegenheit, aber eine interessante auch. Wir stellen uns das bildlich vor: dunkle griechische Rosinen, so etwa wie Hasenknödel. Ein Korinthenkacker aber ist übertragen ein Pedant, der andere mit fruchtlosem Getue nervt. Wo ist der Zusammenhang? Ist es so gedacht, dass jemand arg rumdrückt und dann kommen so kleine Böhnchen raus?

Wer sich mit Sprache ernsthaft befasst, sollte offen sein für alles. Für Poetisches, für Jargon, für Verhüllung, für Flüche und Schimpfwörter, für Sex und Tabu. Denn alles ist in der Sprache gefasst und aufgehoben und nur Offenheit fördert Verstehen. Man kann es ja immer noch für sich behalten.

### **kostspielig**

Kostspielig ist, was viel kostet. Wer aber spielt mit den Kosten? Spielsucht kann zwar zum Ruin führen, steckt aber hier nicht drin. Wir haben wieder so einen Fall: Angleichung um jeden Preis, auch wenn es keinen rechten Sinn ergibt. Der zweite Teil



hat mit altem *spildan* = „verschwenden“ zu tun, wie es noch in englisch *spill* erhalten ist. Noch bis ins 18. Jahrhundert hieß es auch *kostenspildig*, also wofür man viel ausgeben musste.

Was Lobby und Klientel sprachlich mittlerweile alles hinbringen, sehen Sie hier: „Das Erben von Immobilien wird voraussichtlich bald deutlich kostspieliger.“ Kommen Ihnen die Tränen?

## Kotze

„Die rohe Kotze war bis an das Kinn hinaufgezogen“, heißt es irgendwo ganz unpassend bei Rilke. Was würden Sie sich dabei denken?

Hier geht es nicht um das, was Sie alle kennen, sondern darum, wie ein altes Wort verdrängt wurde. Die Kotze war nämlich von alters her und weit verbreitet ein wollenes, etwas zottiges Überkleid oder eine Decke (besonders für Pferde). So auch noch bei Ganghofer: „Hanspeter war mit einer grauen Lodenkotze zugedeckt.“

Doch damit nicht genug. Die Kotze war bei Luther noch eine Hure, was immer das nun war. Und außerdem – scheinbar ein Muster an Vieldeutigkeit – auch noch ein Tragekorb.

Wie haben die Leute das alles auseinandergehalten? Nun, erstens wäre unsere Betrachtungsweise unangemessen, weil wir alles aus verschiedenen Zeiten und Regionen zusammenmischen. Dann aber hilft den Sprechern in solchen Fällen immer die Verwendungssituation. Wenn Sie jetzt das Rilkezitat lesen, werden Sie eben eine andere Situation imaginieren.

## Kreißsaal

Kreißen hieß schon seit dem 17. Jahrhundert „in Geburtswehen liegen“ und die Frauen waren die Kreißerinnen. Formelhaft gibt

es das Verb noch im geflügelten Wort, das gesprochen ja recht ulkige Assoziationen auslösen könnte: „Gewaltig kreißt der Berg und gebiert eine Maus“, was heißen soll, dass viel Gedöns gemacht wird und nichts dabei herauskommt. „Kreißer“ hat aber ursprünglich mit „kreischen“ zu tun. Und das ist nun wirklich plausibel.

### **Krethi und Plethi**

Wer denkt hier nicht an „Blödie“? Eigentlich ist gemeint „für alle“ oder „für Gott und die Welt“, „für Hinz und Kunz“. Allerdings, ein bisschen Abwertung ist schon dabei. Dahinter steckt eine Bibelstelle: „So gingen denn der Priester Zadok, der Prophet Nathan und Benaja, der Sohn Jojadas, samt der Leibwache der Krethi und Plethi hinab, ließen Salomo das Maultier des Königs David besteigen und geleiteten ihn an den Gihon“, heißt es in der Lutherbibel (1. Könige, 38). Gemeint seien die Kreter und Philister. Wieso sie so abgekürzt werden, weiß ich nicht und viele andere auch nicht, weshalb wir alle möglichen Schreibungen finden. Sollte die Quelle da eine Rolle spielen? Das zusätzliche *h* muss uns bei dieser Erklärung nicht stören. Damals hat man gern ein bisschen Überflüssiges geschrieben oder auch nur ganz korrekt die Behauchung wiedergegeben.

Hier sieht man wieder, wie weit Luther reicht, der ja mit einem gewissen Recht als Schöpfer des Deutschen gilt. Doch sollten wir uns fragen, was die Deutschen denn vorher gesprochen haben. Deutsch natürlich. Luther hat eine bestimmte Varietät befördert und das konnte er allein gar nicht. Deutsche haben ihn gelesen, mit Freude und Andacht, und haben ihn dann nachgedacht und nachgemacht. So entsteht Sprache.

## kritteln

Das Wort gehört natürlich zu „Kritik“. Im Gegensatz zu „kritisieren“ ist es ein ganz eingedeutsches Verb – so scheint es. Es soll aber ursprünglich mit einem alten *krizzon* zusammenhängen und so viel wie „kritzeln“ = „einritzen“ bedeutet haben. Erst später wurde es mit „Kritik“ in Verbindung gebracht, was ja auch einleuchtet. Das Feld verwandter Verben ist gut besetzt: „meckern“, „knurren“, „mäkeln“, „maulen“, „mosern“, „motzen“, „nörgeln“, oft noch verstärkt durch *herum*-. Ich weiß nicht, ob andere Sprachen hier ähnlich reich sind, aber ich weiß, dass die Deutschen ein richtig kritikfreudiges Volk sind, um es mal so nett zu sagen. Jeder, der ein bisschen herumgekommen ist, wird mir da wohl zustimmen. Darum ist es bei uns auch besonders erwähnenswert, wenn es mal nichts zu kritteln gibt. Wenn Sie in der Bahn mit Ihrem Nachbarn in ein Gespräch kommen wollen, dann meckern Sie über die Deutsche Bahn und Sie werden in ein wunderbares Gespräch eintauchen – falls Sie eine gute Deutsche sind.

## Lackaffe

Fein lackiert mit exotischen Lacken aus Italien und Indien wurden nicht nur Truhen und Kommoden. Nein, es lag doch nahe, auch Kleidungsstücke auf Hochglanz zu bringen. Das waren insbesondere Lackstiefel, die auch Männer tragen dürfen. Und da kann man sich leicht denken, wie die von ihren Mitkonkurrenten gesehen wurden. Besonders wenn sie gekickt einherstolzten. Zuerst waren die Geschniegelten lackierte Affen und dann in aller Kürze eben Lackaffen. Da hatten wir den Lack.

Keine Ableitung von „Lack“ ist der „Lackel“. Er ist eher süddeutsch. Er wird in Zusammenhang gebracht mit *lack* = „abge-

standen, fad und lau“ und für den Bayern das Schlimmste: lackes Bier. Da wundert es nicht, dass der Lackel ein unbeholfener, ungeschliffener Mensch sein soll. Diesen Zug könnte aber auch die ausgedachte Verbindung mit dem General Mélac, dem Verwüster der Pfalz, erklären, nach dem die Pfälzer oft ihre Hunde benannt haben. So ist denn auch nach Thomas Bernhard der Kraftlackel „ein Mensch / der gar nicht so viel Kraft hat / wie er haben müsste / aber so viel Kraft zeigt wie kein anderer“. Eben – im Gegensatz zum Nächsten.

### Lahmarsch

Im ältesten deutschen Text, dem sogenannten „Abrogans“ aus dem 9. Jahrhundert, finden wir schon als Übersetzung: *podex = ars*. „Arsch“ ist sozusagen ein deutsches Urwort, für manche ein Unwort, aber nicht immer so verpönt wie heute, obwohl es doch jeder kennt und ab und zu mal verwendet. Hier haben wir es mit einer metaphorischen Verwendung zu tun, und zwar mit einem Pars pro Toto, bei dem ein Teil für das Ganze genommen wird. Ähnlich etwa „Hitzkopf“ und mit dem gleichen Grundwort „Zankarsch“. So wird dann ganz plausibel, dass ein Lahmarsch jemand ist, der wenig Energie und Schwung aufbringt, eben lahmarschig ist. Die ganze Benennung ist natürlich abwertend. Das bringt sie schön vom Grundwort her aus den unteren Gefilden. Goethe empfiehlt uns ironisch eingefühlt: „Musst all die garstigen Wörter lindern, aus Scheißkerl Schurk, aus Arsch mach Hintern.“

### Lappalie

Das Wort ist erst seit dem 17. Jahrhundert nachgewiesen. Es ist sozusagen Scheinlatein, eine Verbindung von „Lappen“ und *-alie*, ähnlich wie „Fressalien“. Das Grundwort war mit „Lappen“ nichts

Besonderes. Aber mit der scheinlateinischen Endung bekam es seinen ironischen Anstrich. Für das Gleiche dient auch ein anderes Wort, das uns zeigt, dass im Medienzeitalter auffällige Verwendungen Einzelner Furore machen können. Gewiefte Sprecher wie seinerzeit Willy Brandt können sich das zunutze machen. Als er 1976 – es heißt, in einem spontanen Einfall – einen Reporter beschied, mit solchen Petitessen wolle man sich, bitte, nicht aufhalten und es später in anderen Zusammenhängen wiederholte in der Form „Jetzt geht es nicht um Petitessen“, da hatte er die Aufmerksamkeit der Medien. In der üblichen medialen Kumulation des Positiven wie des Negativen auf Personen hieß es dann auch, er habe das Wort kreiert. Ob man das sagen sollte, wenn jemand ein Wort importiert? Bei Jean Anouilh finden wir: *„Je sais de quelles petitesse meurent les plus grandes amours.“* (Ich weiß an welchen Kleinigkeiten die größten Lieben sterben.)

Heute hört man „Petitessen“ kaum. So weit wie Luthers reicht Willy Brandts Mund eben nicht.

## Larifari

Wie Fisimatenten ist Larifari etwas, was man besser nicht machen sollte. Deshalb auch: Mach kein Larifari! Was aber würde man tun, wenn man es trotzdem macht? Nun, nichts so ganz Schlimmes, eher etwas Unvernünftiges, einen unbedeutenden Quatsch, auch leeres Gerede. Alles nur Larifari. Wie kamen wir aber zu dem treffenden Wort? Eine Idee ist, dass es das sinnlose Vor-sich-hin-Trällern nachahmt, etwa wie die Tonfolge la-fa-re. Man könnte es auch vom italienischen Städtchen Lari in der Toskana oder von *lasciamifare* = „lass mich machen“ herführen. Etwa so: Die Endung klingt auf i doch voller und fremder. Dann

wird das betonte *-ari* einfach verdoppelt, das Schickimicki-Prinzip, das wir bei vielen lautmalenden Wörtern finden. Schon wären wir bei „Larifari“. Noch etwas weiter an den Haaren herbeigezogen erscheint die Annahme, es sei angelehnt an lateinisch *fari* = „reden“.

## Latrinenparole

Latrinenparole – derber auch Scheißhausparole – wird meist ein Gerücht genannt. „Das ist ja wohl die größte Latrinenparole, ohne jede Substanz!“

Die Kreuzworträtselhilfe sieht das Wort im Umfeld: „Flüsterpropaganda“, „Geklatsche“, „Gemunkel“, „Gerücht“, „Gerüchtebildung“, „Gerüchtemacher“, „Hörensagen“, „Klatsch“, „Lästern“, „Legende“, „Mär“, „Munkelei“, „Tratscherei“. Direkt ist das Wort in der Landsersprache anzusiedeln. Es handelte sich um Informationen, die gemeinsamen Gesprächen auf dem Donnerbalken entnommen wurden und auf die man nicht viel geben durfte. (Für Offiziere war das auch A. E. G. – allgemeines Etappengeschwätz.) Ob dieser Aspekt beim Welt-Toiletten-Tag, einer durchaus ernstten Angelegenheit, der jährlich von der WTO proklamiert wird – gefeiert wird man nicht sagen –, eine Rolle spielt, weiß ich nicht. Wie weit in früheren Zeiten Gemeinschaftsklos üblich waren oder jetzt noch weltweit sind, wissen wir so genau nicht. Was wir aber wissen: Toiletten sind von alters her eine Quelle diverser Informationen. Angeblich habe es auch bei den Römern den gemeinsamen Toilettengang gegeben, der natürlich mit Gesprächen und Latrinenparolen verkurzweilt wurde. Beiläufig: „Latrine“ ist gut lateinisch und gekürzt aus *lavatrina* (wo man sich waschen konnte) zu uns – durchaus als Art Verhüllung – über das Italienische gekommen und tief gesunken.

Die Graffiti, die man in Pompeji gefunden hat, sind beredtes Zeugnis der Klokkommunikation. Auch sie sind oft Latrinenparolen, Sopionen, die wohl nicht jeder mochte: „*Ut merdas edatis, qui scripseras sopionis.*“ („Wer Sopionen schreibt, soll Scheiße essen.“)

## Lebkuchen

Sie sind vielleicht gut fürs Leben, haben aber sprachlich nichts mit „Leben“ zu tun. Im ersten Teil steckt vielmehr „Laib“, denn die Lebkuchen wurden früher in großen Laiben gebacken, echte Lebensmittel. Anlass zu phantasieren geben die Lebkuchen allemal. Hans Sachs etwa hat sie im 16. Jahrhundert – anders geformt – in seinem *schlauraffenlant*, in dem man sich durch einen Berg von *hirschbrei* (Spielerei mit „Hirsebrei“) essen muss: „*da sint die häuser deckt mit fladen leckkuchen die haustür und laden.*“

## lila

Ein wohlklingendes Wort, zweisilbig mit vollen Vokalen. Es macht uns gewisse Schwierigkeiten in der Beugung, weil manch einer von lilanen Kühen nicht gern hört oder liest. Aber mit diesen Kleinherzigen befassen wir uns nicht. „Lila“ hat mit Flieder zu tun wie noch im Englischen *lilac* und im Französischen *lilas*. Farbbezeichnungen nach Gegenständen, die die Farbe tragen, sind üblich. Denn die Farbe allein und für sich haben wir ja nicht, sagt der Philosoph mit Recht. Darum auch „rosa“ von der Rose und „violett“ vom Veilchen, der eingedeutschten *viola*. Sie alle sind Zeugnisse des reichen Austauschs der europäischen Sprachen. Sei es Latein, Französisch, Italienisch, Englisch, alles konnte schnell auch Deutsch sein.

## Lingomat

Selbstverständlich werden manche Mitmenschen als Lingomaten, als Sprechbläser oder Phrasendrescher angesehen. Bei diesen Lingomaten hier geht es aber nicht um Realität, sondern um Virtualität. Ein Lingomat, auch Linguamat, ist in der Science-Fiction – wie das Wort sagt – ein automatischer Spracherzeuger, der vor allem auch übersetzen kann. In der Science-Fiction-Welt spielt die Sprache eine große Rolle. Hier können wir aus der Distanz realisieren, wie Welt, wie Realität geschaffen wird. Hier tapen wir nicht in die naturalistische Falle, weil wir wissen, dass die Welt konstruiert wurde. In ihr gibt es nicht nur Lingomaten, sondern auch Linguiden, eine menschenähnliche Spezies, die besonders flüssig sprechen, schreiben und verstehen können, und Interspeak, die Traumsprache, in der alle miteinander reden und sich verstehen können, und Babel-17, die exakteste Sprache, die man sich vorstellen kann. Sie und ich sollten gewiss auch dem Comstar-Club beitreten, der sich intensiv um Kommunikation kümmert, wenngleich ein bisschen geheimbündlerisch.

All dies gibt es nur in Verbindung mit Sprache und Wörtern. Viel Science fiction sollten Sie als Science-Fiction lesen – auch wenn sie nicht so kreativ ist. Verfahren Sie nicht auch nach dem Grundsatz: Je weniger kreativ, umso realer?

## Lotterleben

Eine produktive Mischung aus zwei Wörtern. In „verlottern“ steckt das Wort „Luder“. Wenn etwas verluderte, dann verwahrloste es. Auch unsere Hauptstadt? „Dass die Stadt verlottert, ist bekannt“, meldete „BerlinOnline“. Wenn jemand etwas verluderte, dann verprasste er es, machte es sozusagen zu Luder. Im Lotterleben verprasst man viel. Die Frage ist nur, wofür? Gehört



zum Lotterleben ein Lotterbett, das früher ein weiches Bettchen bezeichnete? Hier verband sich das Angenehme mit dem Ruchlosen. *Lotter* hieß „schlaff, locker“. Ein Lotterbube konnte nun einer sein, der schlaff rumhängt, aber auch einer, der das Geld verprasst. Sogar der Loddel aus der – wohl niederdeutschen – Nebenform *loddern* passt als Zuhälter in jeder Hinsicht hier rein. Jetzt aber Schluss mit dem verbalen Lotterleben!

## Lückenbüßer

Hier geht es nicht um einen Schüler, der für sein schlechtes Ergebnis im Lückentest büßen muss. Das Verb „büßen“ war nicht immer beschränkt auf Religion, vielmehr hatte es einen allgemeinen Gebrauch im Sinne von bessern. So gab es im Dialekt sogar den Schuhbüßer. Darum ist die Lückenbüßerin – wenn auch nur zweite Wahl – eine, die die Lücke ausbessert.

Versuchen Sie sich doch mal mit einem kleinen Lückentest. Füllen Sie die Lücken mit passenden, aber bemerkenswerten Wörtern.

In Beziehungsproblemen war er stumm wie ein \_\_\_\_\_.  
Ein Seegang, bei dem selbst mir etwas \_\_\_\_\_ zumute war.

Frauen, die sich die Reise ins Ausland nicht leisten konnten, gingen zur \_\_\_\_\_.

Letztendlich hat die A-Klasse den \_\_\_\_\_ bestanden.

Magst du gern \_\_\_\_\_ mit Polenta.

Seine Alte im sexy \_\_\_\_\_ war mal jung und schön.

Unserem Land musste eine schmerzhaft \_\_\_\_\_ verordnet werden.

Wieder \_\_\_\_\_ war der Saal bei diesem Auftritt.

Zum Radieren hat er sich immer meinen \_\_\_\_\_ geliehen.

Zur Anregung:

blümerant – Elchtest – Engelmacherin – Fummel – proppen-  
voll – Ratzefummel – Rosskur – Stockfisch.

## **Luder**

Wahrscheinlich kennen Sie „du dummes Luder“, „das arme Luder“, „ein süßes Luder“ und auch „Sie ist ein kleines Luder“. Immer geht es da um weibliche Personen und schmeichelhaft ist es meist nicht gedacht. Es heißt aber „das Luder“, nicht „die Luder“, ein Überbleibsel der Übertragung. Das „Luder“ gibt es ja noch heute für „Aas“ (und witzig, dass auch dieses Wort für Menschen, vorwiegend weibliche, verwendet wird). Ursprünglich war Luder aber eine Lockspeise, besonders bei Falknern, die damit ihre Beizvögel lockten. Somit wurde es auch für Menschen interessant und verwendet für Schlemmerei und ein leichtfertiges Leben überhaupt. Aber immer haftet ihm noch etwas Geruch an. Weil die Miesmacher gewonnen haben? Auch den neuerdings in Umlauf gekommenen Boxenludern, so blond und attraktiv sie sein mögen. Sie haben in der Phantasie der Männer (?) eine ganze Luderliga begründet: Bikiniluder, Diskoluder, Gigaluder, Luxusluder, Megaluder, Partyluder, Shoppingluder, Teppichluder (das recherchieren Sie bitte selbst) und den Ludernachwuchs. Weiß Gott, warum es die Luderliga 2001 in die Liga der Wörter des Jahres geschafft hat. Wohl doch, weil das Wort seine süßsaure Attraktivität behalten hat.

## **Maloche**

Das hört sich schon gar nicht gut an. Das Wort lebt nicht in Zusammenhängen, in denen die Arbeit der Sinn des Lebens ist. Es ist besonders üblich im Ruhrdeutschen, die Leute wussten,

was schwere körperliche Arbeit ist. Man riecht im Wort förmlich den Ruß und Kohlestaub. Woher kommt es? Wie häufig bei isolierten umgangssprachlichen Wörtern sagen Wörterbücher dann „jiddisch“ und im gleichen Atemzug „rotwelsch“. Interessant wäre aber der Weg von dort zu den Arbeitern. Wird da etwas suggeriert oder sind es unbewiesene Tatsachen? Schon im 18. Jahrhundert scheint übrigens *Malocher* = „Schneider“ belegt.

## Mäusekino

Mäusekinos waren mal sogenannte Daumenkinos, kleine Blöcke, auf deren Blätter Strichzeichnungen angebracht waren, die beim Abrollen über den Daumen die Illusion beweglicher Figuren erzeugten. Sie hießen wohl so, weil Mäuschen als Zeichnungen besonders beliebt waren. Seit Längerem hat die Technik das Mäusekino erobert oder umgekehrt. Kleine Displays beim Handy oder vor allem in den animierten Geräteanzeigen in Autos werden als Mäusekino bezeichnet. Den Ärger mit diesen Dingen kennen viele von uns. Automatisierungsschikane. Programmierer sind klüger als die Nutzer. So, wenn mir bei Tempo 200 auf der Autobahn das Mäusekino plötzlich blutrot sagt: Reifendruck prüfen. Bekämen Sie da keinen Schock? Was ist nicht in Ordnung: die Reifen oder das Mäusekino?

## Matthäi

Dann ist Matthäi am Letzten. In dieser Redensart steht der lateinische Genitiv von „Matthäus“. Das deutet schon darauf hin, dass Kirche eine Rolle spielt, vor allem auch deshalb, weil das Matthäusevangelium die Quelle liefert. Der Schluss bietet die letzten Worte Jesu: „Ich bin immer und überall bei euch, bis an das Ende dieser Welt!“ Wir haben es mit einer recht gestanzten Redensart

zu tun, mit wenig Variation: Jetzt/dann ist/war Matthäi/Matthäus am letzten/Letzten. Wird das Idiom als Trostspender geäußert? Manche werden dabei vielleicht an den Letzten des Monats denken. Alles Geld ausgegeben, Matthäi am Letzten. Oft hat es wirklich mit Geld zu tun (schließlich war Matthäus von Beruf Steuereintreiber). Allgemein wird der Ausdruck verwendet, wenn keine Hoffnung mehr besteht, wenn alles zu spät ist, alles aus. Dann sollen Jesu letzte Worte Hoffnung und Trost spenden. Damit alle es merken, wird dann leicht windschief noch eins draufgesetzt: „Dann ist Matthäi am Letzten und aller Tage Abend.“ Pessimisten haben auch den letzten Trost entfernt: „Es ist Matthäi am Letzten für eine Kursänderung.“

So geht das mit idiomatischen Redewendungen: Die Form wird abgewandelt und die Bedeutung ist plastisch, wird geknetet bis zum Unkenntlichen oder zum Gegenteil.

## **Mätzchen**

„Nur keine Mätzchen!“ Das ist eine allgemeingültige Warnung. Schlimm, wenn man sie in den Wind schlägt: „... begann Becker mit schäbigsten Mätzchen.“ Doch was sind Mätzchen, fragen wir uns, wenn wir die Warnung ernst nehmen wollen. Sind es Sperenzchen oder einfach Fez? Unsinn oder Dummheit oder Kindereien? Einiges spricht für das Letzte. Denn Mätzchen haben auch eine Geschichte. Sie hat mit dem Evangelien-schreiber Matthäus angefangen, nach dem ja seit eh und je Jungen ihren Vornamen bekamen. Weil er so üblich war, nahm er viele Formen an, vor allem Kurzformen und Schmeichelformen: „Matthias“, „Mattes“, „Matze“ und „Matz“. Diese letzte Form des Namens war für den kleinen Matthias gedacht und ward zum Wort, eben für kleine Kinder und übertragen für alles mögliche

Jungzeug. So etwa für den Hosenmatz oder Hemdenmatz und natürlich für den Piepmatz (durchaus ein bisschen mit Sex). So ein Matz macht oft Dinge, die in den Augen der Erwachsenen wie Unsinn aussehen. Aber die sehen es wohlwollend: Es sind nur Mätzchen. Nur, wenn ein Erwachsener so etwas macht, dann wird es schon heikler.

## Maultier

Eigentlich haben die meisten Tiere ein Maul. Es sollte also etwas Besonderes auf sich haben mit dem Maul dieses Tieres. Und das hat es auch, aber anders, als man denkt. Sie kennen sicher das Muli. Das Wort stammt aus dem lateinischen *mulus* und wir hatten es früher auch. Leider gab es da aber eine Wortkollision. *Mul* hieß nämlich immer schon „Maul“. Drum haben kluge Sprecher differenziert und verdeutlichend das *multier* erfunden. Zur echten Erfindung wurde es dann beim Übergang von *mul* zu „Maul“. Ja, das muss man ja nicht wissen! Wir alle möchten gern vertraute Teile in undurchsichtigen Wörtern. Da kommt es uns weniger darauf an, dass sie auch Sinn machen. Notfalls machen wir uns die Realität dazu. Und darum dürfte das Maultier für viele eben doch ein besonderes Maul haben. Genau wie der Maulesel.

## Maulwurf

Viele von uns ärgert der Maulwurf, weil er unterirdisch wühlt und uns den Garten versaut, indem er seine Hügel aufwirft. Ja, werfen tut er schon. Was aber hat es mit dem ersten Bestandteil auf sich? Maul ist entstellt aus *molt* = „Hügel, Erde“. Der Maulwurf war der Erdaufwerfer und, wenn die Erde locker war, wurde er gar zum Müllaufwerfer (*mul*, *mül* = „lockere Erde“). Aber mit

dem Maul macht er es nicht. Übrigens liefert er uns nicht nur unwillkommene Erdhügel, sondern auch treffende Vergleiche für Menschen, die blind wie ein Maulwurf sind, als Spion im Untergrund wühlen oder nach Nietzsche Philologen, die sich an Würmerfunden ergötzen.

Wussten Sie schon, was der Maulwurf angeblich tatsächlich mit dem Maul macht? Er legt sich – das ist einzigartig in der Tierwelt – lebende Fressvorräte an, beißt Regenwürmer an beiden Enden ab, sodass sie nicht mehr wegstechen können, und legt sich so ein persönliches Freigehege an. Also nicht nur Ackerbau, auch Viehzucht.

## **Minne**

Die hohe Minne, geistig überhöht wie ewiges Zielen und nie Abdrücken. So verehrten die Minnesänger angeblich ihre *frouwen*, die adligen Damen. Wie weit sie gehen durften, wissen wir nicht. Wir wissen aber, dass es neben der Minne schon die Liebe gab, die auch körperlicher sein durfte. Und nun kommts: Im 15. Jahrhundert hat das Verhältnis sich gedreht. Da war die Minne körperlich und nieder, die Liebe aber mehr vergeistigt, auch als Liebe zu Gott. So halten wir es heute noch. Liebe ist eben nicht nur, was einem auf Anhieb dazu einfällt, und darum war es auch das Wort, das am häufigsten als schönstes deutsches Wort genannt wurde in einem Wortwettbewerb. Die Minne hingegen fristet heute ein rückwärtsgewandtes Schattendasein, passgenau im minniglichen Mädchen.

## **Mischmasch**

Sprachpuristen brauchten das Wort früh. Sie hassten den Mischmasch verschiedener Sprachen, besonders das Deutsche sollte

sauber bleiben. Doch Ironie des Schicksals: Wir haben hier ein Wort, das selbst ganz schön rumgekommen ist. Im Niederdeutschen gab es *miskmask* und im Französischen *micmac*, das wohl unserem Goethe als Vorlage für *Mickmack* diente. Das französische *micmac* soll seinerseits zurückgehen auf *mutemaque*, eben ein Mischmasch aus Französisch und Flämisches. Es sagt so was wie Bewegung machen und bedeutet „Durcheinander“, also ein Wort, das auch zeigt, was es bedeutet. Wir können es gut mit „mischen“ in Verbindung bringen und zu den Verdoppelungen mit Vokalwechsel stellen.

## Mischpoke

Dem ersten Augenschein nach hat das Wort etwas mit „mischen“ zu tun. Aber was wäre dann der Rest? Offenbar ist hier das hebräische *mischpacha* = „Familie, unerwünschte Familie, merkwürdige Gesellschaft“ über das Jiddische adaptiert. Das Wissen von der Herkunft hat sich wohl in der diskriminierenden Verwendung erhalten: „die ganze jüdische Mischpoke.“

## mollig

Dur und Moll. Mann und Frau? Gemütlich und mollig warm – so haben's Deutsche gern, geht weltweit die Mär. Aber mollig sind auch unsere Frauen. Für Erdreich verwendete man früh *mollicht*, wenn es weich und locker war. Bei den Studenten des 19. Jahrhunderts soll dann eine mollige Kneipe angenehm und gemütlich – das zweitdeutsche Wort – gewesen sein. Von da hatte man nicht weit zum mollig warmen Zimmer. Zu allem Überfluss habe sich dann noch lateinisch *mollis* = „weich, zärtlich“ eingebracht (eben wie in Moll und Dur), sodass der Weg frei war zu den rundlichen weiblichen Körperformen.

## Mücke

„Mach die Mick!“ Solche Redensarten werden gern verhochdeutsch: mal „Mach die Mücke!“, mal „Mach die Fliege!“

Was aber macht die Mücke? Sie haut ab, wenn Sie sie fangen wollen. Was würden Sie lieber sagen: Fliege oder Mücke? Vielleicht könnte ich daran erkennen, wo Sie aufgewachsen sind. Früher waren die Regionen klar getrennt: Mücke im Süddeutschen, Fliege im Norddeutschen. „Aber man muss die beiden doch unterscheiden, es sind zwei Arten, eine sticht, die andre nicht“, sagt eine biologisch versierte Freundin. „Den Unterschied kannst du als Süddeutscher gar nicht machen.“ Oh doch: Die einen sind die Mücken, die andern die Stechmücken und für die gibt es noch viele andere Wörter.

Der Witz der Geschichte? Wenn man Fliege und Mücke sauber trennt, hat man keinen Oberbegriff mehr für Mücken. Damit will ich nicht sagen, das Oberdeutsche sei dem Norddeutschen überlegen. Wir sehen aber, wer in den Sprachgebrauch normativ eingreifen will, blickt oft die Komplexität nicht und überblickt kaum die Folgen. Womit ich sagen will, dass hoffentlich auch die Norddeutschen Fliegen von Stechmücken unterscheiden können. Aber wie?

## Muckefuck

Wir müssen ihn heute Gott sei Dank nicht mehr trinken, den Blümchenkaffee. Aber nach dem Krieg war er gang und gäbe. Der eigentliche Muckefuck – bitte nicht halb englisch aussprechen – wurde aus verfaulten Stämmen produziert als Torfersatz, ein brauner Holzmulm. Und daraus Kaffee? Da wird’s einem mulmig. Nein, so eklig war der Muckefuck nun auch wieder nicht. Würde Ihnen eine andere Sorte besser schmecken? Sie sei im Deutsch-



Französischen Krieg von 1870/71 eingeführt worden. Die Sieger hätten aus dem französischen *mocca faux* = „falscher Mokka“ den „Muckefuck“ gemacht. Kaffee-Ersatz wurde aus gerösteter Gerste hergestellt. Für Herzschwache auch heute noch, sogar in Italien: *caffè d'orzo*. Ja, und wie der schmeckt? *Non mi ricordo*. Ich erinnere mich nicht.

## Muffensausen

Wie beim Fracksausen geht es hier um Angst. Aber während das Fracksausen oft nur leicht ist, wird es beim Muffensausen richtig ernst. Das Wort kommt aus der Landersprache, also wirklich aus dem Ernstfall. Die Muffe war der After. Wenn es ernst wird, dann geht die Muffe, und wenn sie plötzlich saust, dann geht bekanntlich auch was in die Hose. Das ist nicht nur ein Bild, sondern war harte Realität. Manch einer hatte die Hose gestrichen voll. Kein hartes Schicksal?

## Mummenschanz

Heute wohl das tolle karnevaleske Treiben an Fastnacht, besonders in Venedig und im Alemannischen. Ganz richtig, Ihre Vermutung: Es geht um die Vermummten, bei denen man nie weiß, wer unter der Maskerade steckt. Was aber steckt im Rest des Wortes? Es ist das französische *chance*, das zweimal ins Deutsche kam. Zuerst im Mittelalter, wo man es noch kühn und schnell eingedeutscht hat als *schanze*, und später unser heutiges „Chance“. Das erste hat sich spezialisiert auf Spiele, ist aber bald untergegangen und nur noch in dieser Zusammensetzung erhalten. Das alte *momschanz* stand für einen Wurf des Würfels im verbotenen Glücksspiel, das offenbar darum auch verummt gespielt wurde. Da es wohl häufig zur Fastnacht gespielt wurde,

konnte man es auf das gesamte Treiben übertragen und dann weiter und leicht abwertend: „Solchen Mummenschanz macht Rattle natürlich nicht mit“, behauptet eine Konzertkritik im „Tagesspiegel“.

### **Murmeltier**

Als Kind – damals als ich noch schlafen konnte wie ein Murmeltier, wenngleich nicht sieben Monate am Stück – hab ich mich immer gefragt: Wieso murmelt das Murmeltier? Im Schlaf? Nicht darum habe ich Linguistik studiert. Aber im Studium habe ich es bald erfahren: Weder „murmeln“ noch „Tier“ war ursprünglich enthalten. Das Wort stammt aus dem rätoromanischen *murmant*, das wiederum lateinisch *mus* = „Maus“ enthält, die wir – wie so vieles – auch aus dem Lateinischen haben. Bei der Übernahme lateinischer Wörter wurde in den romanischen Sprachen aber fast immer der Akkusativ genommen, hier also *murem montis* = „Bergmaus“. Schon im Althochdeutschen ist das Wort belegt als *murmunto* und da noch lautlich nahe beim Ursprung. Später haben dann die unwissenden Deuter und Verdeutlicher das Ihre dazu getan. Sie scheute nicht, dass das possierliche Tierchen nicht murmelt, sondern pfeift. Wie oft wird Realität nur zugeschrieben.

### **Nachbier**

Da hat man doch gleich die Idee, das sei was für den Nachdurst. So würde man es heute wohl verstehen. Ich habe es aber gefischt aus dem Adelung, einem Wörterbuch des 18. Jahrhunderts. Ich dachte mir, wir sollten auch mal der verstorbenen Wörter still gedenken. Erst in der Geschichte sehen wir den sprachlichen Reichtum. Beim Nachbier handle es sich – so sagt Adelung – um

„ein geringes schwaches Getränk, welches nach abgeschöpftem Biere aus neuem auf die Treber abgossenen Wasser bereitet wird; im gemeinen Leben Afterbier, Halbbier, Träberbier, Speisebier, dünnes Bier, Nieders, Naubeer, in Baiern Scheps, Hainzli, im Österreich Hänsel“. Das war natürlich nicht für den Nachdurst so dünn, den „Durst, welcher sich gemeiniglich des andern Morgens einfindet, wenn man sich den Tag zuvor mit Getränk überladen hat“. Eher die luxuriöse Verwaltung des Mangels.

## Negerkuss

Neuerdings verpönt. Es sollte allerdings politisch korrekt den Mohrenkopf ersetzen, weil man den unter keinen Umständen essen sollte. Aber warum soll ein Negerkuss was Schlechtes sein? Ist das Rassendiskriminierung? Jetzt heißen die braunen Bomben mal Schokokuss, mal Bussi, mal Dickmann – ein echter Fehlschuss, der für hypersexuelle Verklemmte auch nicht ganz passend scheint.

Das Verfahren erinnert an ein brasilianisches Anekdotchen: Ein Chansonnier schrieb einen Song, in dem von Negern die Rede war, und legte ihn der Zensur vor. Nicht genehmigt! Daraufhin ersetzte er Neger durch Farbig. Auch das wurde nicht genehmigt. Begründung: „Neger dürfen überhaupt nicht vorkommen.“ Da sieht man, wohin so etwas führen kann. Aber lassen Sie sich die Bomben nicht nehmen, wie immer sie heißen mögen.



## Netiquette

Ein Kofferwort – wer auf diesen Terminus gekommen ist und was er sich dabei gedacht hat, weiß ich nicht. Wahrscheinlich ging es

ums Zusammenklappen. Der englische Terminus *blend* trifft genau: Zwei Wörter werden übereinandergeblendet. Der überlappende Teil wird dann einmal getilgt: Net*e*tiquette. An der Schreibung erkennen wir noch, dass es eine englische Erfindung ist. Deutsch würde es eher „Netikette“ heißen. Aber beide haben den netten Anklang an „nett“.

Die Netiquette ist irgendwie wirklich nett gedacht. Sie soll die Kommunikation im Internet angenehm gestalten, natürlich auch regulieren, allerdings weitgehend ohne Zwang und Sanktion. Oft ist sie ein Gemisch aus technischen Vorschlägen (korrekter Zeichensatz) und kommunikativen Verhaltensregeln wie das umläufige: „Fassen Sie sich kurz!“ Eine der hohen Kommunikationsmaximen – gegen die offenbar dauernd verstoßen wird. Wie kommt das? Der Slogan setzt wohl voraus, jemand wisse, wie viel man jeweils sagen sollte. Ja, wenn ich wüsste, wie viel mein Partner wissen sollte und will ... Wie viel muss ich sagen, damit ich verstanden werde? Traumhaft ist das brasilianische Sprichwort: „Einem guten Verstehener genügt ein einziges Wort.“

## Nick

Haben Sie schon ein oder einen Nick? Vielleicht sind Sie gar schon einer, leben wenigstens zeitweise in der Netzwelt. In gewissem Sinn haben oder hatten wir fast alle einen Nick, sei es ein besonderer für bestimmte Zwecke angehängter Name, sei es nur eine Art Kürzel des wahren Namens, vielleicht auch eine Langform. Wenn beispielsweise meine Mutter mich Hans Jürgen statt dem üblichen Hans nannte, dann wusste ich: Irgendwas stimmt nicht. Nun, das moderne Nick ist der Name, den man sich im Internet, etwa in einem Forum, zulegt. Es ist

eine Kurzform für *nickname*. Doch Sie ahnen schon, wenn man weiterfragt, gelangt man weiter. „Nick“ könnte ja eine Kurzform von „Nicholas“ oder „Nickolas“ sein, eine Art Koseform für kleine Jungs. Anders als im Deutschen, wo die Kürzung zu „Nickl“ – vielleicht gab es ein paar schreckliche Namensträger – als Nachsilbe eher was Kritisches benannte, wie in „Zornickl“. Mit *nickname* hat es aber eine andere Bewandnis. Es hieß früher *an eke name*, „ein zusätzlicher Name“, das zusammengezogen *anekename* und wieder aufgetrennt *a nekename*, zuletzt ein *nickname* wurde.

## nieseln

Nieselregen, ein Intensivum zu „niesen“? Ekelhaft, aber wahr und gut beobachtet. Nicht umsonst lehren wir unsere Kinder: Hand vor den Mund und abwenden! Damit es beim Niesen nicht nieselt.

## Nippes

Auch schon mal deutlicher „Nippsachen“. Es sieht aus wie ein Plural, ist aber keiner mehr. Im Französischen hieß es *nippes* für alte Kleider und war durchaus einer. Auch noch bei der Übernahme ins Deutsche: „Vielleicht können Sie die Nippes vom Vertiko nehmen, Frau Behn?“, schrieb Hans Fallada in einem 1934 erschienenen Roman. Früher war Nippes etwas angesehener, zum Beispiel für kleine kunstgewerbliche Gegenstände und Porzellanfiguren gebräuchlich. Jetzt aber eher Kleinkram und Krimskrams. Aber mit Köln-Nippes hat es was anderes auf sich. Eine kühne These ist, es handle sich hier um ein abgeschwächtes „NippHaus“. Ich überlege, was es da wohl zu nippen gab.

## Oberwasser

„Oberwasser haben“ „im Vorteil sein“ laute das Idiom, sagt uns ein Wörterbuch. Besser scheint aber „Oberwasser bekommen“, nämlich „in eine günstigere Lage kommen“. Wenn man Oberwasser bekommt, dann hat man es natürlich auch.

Bei einem Wehr oder einer Schleuse ist mit Oberwasser das höhere Wasser gemeint. Für Mühlen war Folgendes wichtig: Oberhalb eines Mühlwehrs gestautes Wasser wurde nur stundenweise abgelassen. Je weiter oben eine Mühle lag, desto stärker war der Fluss. Darum wünschen wir uns alle, Oberwasser zu bekommen. Die unten interessieren uns nicht. Sie sollen sich mit dem Unterwasser abfinden, die da unten.

## Oheim

Das Wort bezeichnete den Mutterbruder, übrigens dies ein Wort, das Verwandtschaftsverhältnisse treffend durch Kombination darstellt, ähnlich auch „Vaterbruder“, „Schwestermann“, „Tochtermann“. *Oheim* wurde verdrängt durch französisch *oncle*, eben „Onkel“. Die Unterscheidung der Mutterlinie und der Vaterlinie wurde damit aufgegeben, manche würden sagen: ging verloren. In der Sprache ist es aber meistens so, dass verschwindet, was nicht (mehr) gebraucht wird oder stört, zum Beispiel mit anderen Wörtern kollidiert oder irgendwie zu viel Aufwand macht. Genauer wissen wir oft nicht, ebenso wenig bei altem *Eidam* = „Schwiegervater“ und *Muhme* = „Cousine“. Mit *Schwieger-* ist nun das Kriterium „angeheiratet“ fokussiert worden.

Die verkürzte Form *Ohm* sollten wir und würden wir kaum wechseln mit jenem Physiker Georg Simon Ohm, der der Maßeinheit für den elektrischen Leitungswiderstand seinen Namen

lieh. Allerdings hatte er den natürlich von unserem *Oheim* geliehen.

### **o.k.**

Das ist der wahre Internationalismus. Ein Wort in aller Welt Munde. Das meistverwendete Wort der Welt – heißt es, vielleicht weil wir nicht wissen, was o.k. auf Chinesisch heißt. Tatsächlich sagen es Chinesen jetzt auch. Überall als Wort und gleich englisch ausgesprochen. (Hierin ganz anders als k.o., das nach wie vor eine Abkürzung ist und als solche gesprochen wird.) Wie konnte sich das Wort so schnell, so weit verbreiten? Wir nehmen an, über den amerikanischen Film. Es war kurz und sparsam, leicht auszusprechen und nichtssagend, zum Beispiel nicht an spezifische Verwendungssituationen gebunden, auch attraktiv und cool wie die Sprache der Kinohelden. Kolportiert wird allerdings, dass Willy Fritsch in den Dreißigerjahren im Film „Liebeswalzer“ das amerikanische, alles erledigende Faktotum eines dekadenten Erzherzogs spielte und jedes Mal, wenn er ausdrücken wollte: „Zu Befehl, ich habe verstanden“, kurz „o.k.“ sagte. Also kein Westernheld?

Woher aber stammt es im Amerikanischen? Der Erklärungen sind fast so viele wie Sprachen, in denen es verwendet wird. Einmal die Abkürzung für Old Kentucky (Whiskey), dann ein Stempelaufdruck auf Kommissbrot. Hier bitte nur drei etwas ausführlicher: Es sei eine Kurzform für *oll korrekt*. Erstaunlich für eigentlich *all correct*. Das *o* erklärt man so, dass eben geschrieben wurde wie gesprochen. Mit dem *k* am Anfang hat man es nicht so leicht. Man braucht dazu Einwanderer-Schreiber, denen das *k* gut vertraut war. Nummer zwei: Französische Einwanderer hätten nach langer, gefährlicher Überfahrt erleichtert gesagt: *Au*

*quai* = „an Land“! Die schönste Mär ist sicher die: Oswald Kowski oder irgendeiner mit so einem Namen, etwa Oswald Kolle, war der Leiter der Qualitätssicherung bei Ford. Jedes Auto, das vom Band rollte, bekam ein Prüfzertifikat, das der Leiter mit seinen Initialen zeichnete. Wäre das o.k.?

Toll, wenn das eigene Namenskürzel um die Welt geht! – Auch wenn es keiner weiß? h. h.

### **Onkelehe**

Deutlicher vielleicht eine Onkel-Ehe. Scheint etwas rätselhaft. Vordergründig: die Ehe meines Onkels. Das könnte sein. Aber gleich eine unter vielen? So richtig in war das Wort in der Nachkriegszeit, damals als die Männer knapp waren. Im eheähnlichen Verhältnis – auch offene Ehe genannt oder böser (und neidvoll?): wilde Ehe – war der Mann der Onkel für die Kinder. Gründe für dieses Zusammenleben mag es manche gegeben haben. Vielleicht konnte man nicht heiraten, weil der Ehemann noch als vermisst galt, oder es ging darum, die Rente zu behalten. Für dieses Verhältnis gab es auch den Euphemismus Kameradschaftsehe. Um etwas ganz anderes handelte sich bei Kriegsehen in jener dramatischen Zeit. Sie wurden kurz geschlossen, wenn der Soldat auf Fronturlaub nach Hause kam. Und oft genug hielten sie tragischerweise nur kurz.

### **Pappenstiel**

Eigentlich gibt es den Pappenstiel gar nicht und aus Pappe ist er auch nicht. Pappenstiel wird fast ausschließlich in der Wendung „ist kein Pappenstiel“ und seltener „ist ein Pappenstiel“ verwendet. Gemeint ist dann eine Kleinigkeit. Vielleicht war der Pappenstiel wirklich mal der Stiel der Pappenblume, ein anderes



Wort für Löwenzahn, abgewandelt auch „Pfaffenblume“. Mit deren Stielen wurden Kränze geflochten und allerlei gespielt. Auf jeden Fall spielte der Löwenzahn eine bedeutende Rolle, sei es als Pustebume, sei es als Salat oder Abführtrank. Darum auch Bettseicher oder Bettebrunz genannt.

An dieser Stelle sei noch ein Wort zu „Pappe“ gesagt: Pappe war eigentlich Kinderbrei aus dem italienischen *pappa*. Das Wort verwendete man später auch für den Brei zum Verkleben, vielleicht waren das Leute, denen man in der Kindheit zu viel davon verabreicht hat. Hoffentlich war der Kinderbrei so klebrig nicht. Als man dann mit Klebebrei mehrere Papierblätter aufeinanderklebte und stabileres Material bekam, nannte man es auch Pappe. Übrigens, die alte Verwendung brachte uns noch „aufpäppeln“ und „hochpäppeln“, was Gott sei Dank nicht unbedingt mit klebrigem Grießbrei geschehen muss.

### **papperlapapp**

Haben Sie Papageno im Ohr? Bei ihm heißt es „pap, papapa pap“ wie auch bei Lessing „ach! pap! pap! pap! wenn man sich das Unglück nicht selber zuzieht“. „Papperlapapp“ ist lautmachend gedacht und angelehnt an eine ganze Verbsippe um „plappern“ herum: „babbeln“, „bappern“, „papen“, „papern“. Es weist etwas Gesagtes zurück – deklariert und degradiert es zum Geplapper. Das kurze *papp* haben wir auch in der Wendung „Ich kann nicht mehr papp sagen“, wenn wir uns für besonders satt ausgeben.

### **Piefke**

Ja, die Österreicher, wird ein Bayer sagen. Der Piefke war eine Figur in der Wiener satirischen Presse, vor allem im „Kladdera-

datsch“, der uns mit seinem Namen auch ein schönes Wort bescherte. Und zudem gab es damals einen gewissen bekannten Gottfried Piefke, der zu allem Überflus noch einen preußischen Militärmarsch komponierte. Jetzt nennen Österreicher die *Preißn* oder alle Norddeutschen „Piefkes“. Und sie meinen das durchaus abwertend. Zurückgeschossen wird mit mildem „Ösis“. Da haben wir den Kladderadatsch.

### **piekfein**

War mal einfach als Verstärkung gemeint. Obwohl manchmal auch *pikfein* geschrieben, hat es mit Pik, der Spielfarbe, nichts zu tun. Es ist eine wiederholende Bildung, die – wie üblich – der Verstärkung diene. Denn *pük* war eine Gütebezeichnung im Hansehandel. Es hieß so viel wie „vortrefflich, erlesen“. Heute sagen wir es oft von Menschen oder ihrer Kleidung und meinen es eher ironisch für „übertrieben fein“.

### **Pinke**

Geld regiert die Welt – und unsere Gedanken – und unsere Sprache. Warum bräuchten wir sonst so viele Wörter dafür mit interessanten Bildern dahinter: „Zaster“, „Pinke“, „Moos“, „Moneten“, „Knete“, „Kies“, „Schotter“? Verstärkt und verdoppelt „Pinke-Pinke“, auch nicht schlecht. Zwei Herkunftsvermutungen: Erstens von *pinken* und lautmalerisch den metallischen Klang nachahmend (leider nur Hartgeld!) oder zweitens von polnisch *pek* = „Bündel“. Das wär schon besser. Also wählen Sie.

### **Pipifax**

Mit „Alles Pipifax“ meint man unwichtigen Kleinkram. Über dieses Wort haben sich schon manche den Kopf zerbrochen. Erich

Mühsam schreibt in seinem Tagebuch: „Sehr angeregte Gespräche mit Wedekind, der allerdings immer schrulliger wird. Seine etymologischen Spekulationen sind fabelhaft. ‚Kitsch‘ leitet er kühn von Kunst ab. Ich erklärte es mit der reinen Klanglichkeit des Wortes wie Klatsch, Ramsch ... Pipifax will er mit Pontifex in Zusammenhang bringen. Meine Erklärung ‚pipi facere‘, der Pipimacher, läßt er nicht gelten.“

Nicht nur Schriftsteller sollten sich mit solchen Sprachfragen befassen, ruhig auch ein bisschen phantasieren. Ja, Herr Mühsam, aber komponiert mit *fax*, einer Ableitung von *facere* = „machen“. Falls aber wirklich – wie in *Horribilicribrifax* – *fax* drinsteckt, dann dürfte anfangs eine Person gemeint gewesen sein, die es macht – oder etwas Ähnliches, wie schön deutlich bei Eduard Maria Oettinger im 19. Jahrhundert:

„Da sprach Pipifax, der Kleine:

Ihr seid dumm wie Bohnenstroh,

Ich allein, ja, ich alleine

Bin ein Teufel comme il faut!“

Im Französischen kennt man *faire pipi* schon seit 1800 und die Idee ist, dass es sich um die Anfangssilbe von *pisser* handelt, die kindersprachlich verdoppelt wurde. Das passt auch fürs Deutsche. Bereits 1913 ist bei Jules Romains *pipi* verwendet für etwas ohne Bedeutung oder Wert. Auch das ist plausibel, denn schließlich ist es ja das, was der Pipifax macht: Das Produkt des Pipimachers ist Pipifax.

## Plunder

Mit Plunder bezeichnet man wertloses Zeug. Und plündern? War es nicht gerade das Wertvolle, das Plünderer gesucht haben?

„Plunder“ ist ein ursprünglich niederdeutsches Wort für Kleidung und Bettzeug, auch Hausrat. Von da auch die alte Bedeutung von *plündern* = „Hausgerät wegtragen“. Stellenweise hat sich in der Schweiz noch der alte Gebrauch erhalten, nach dem *umenand plündere* einfach heißt „mit seinem gesamten Plunder, also Hausinhalt, umziehen“. So war „Plunder“ auch die Bezeichnung der ordnungsgemäß und nach Kriegsrecht gemachten Beute. Schon 1393 wurde die Soldateska zum Plündern aufgefordert. Darum ist in diesem Fall die Bedeutungsverschlechterung – wie viele Linguisten sagen würden – eher eine Verbesserung, nämlich eine Änderung der Denke, nach der nun jede Art des Plünderns einfach verwerflich ist.

Übrigens, auch der Plunder hat seine positiven Seiten, vor allem wenn er Ihnen in Österreich als Gebäck geboten wird. Da hat er wohl seinen Namen, weil der Plunderteig so durcheinandrig, eben plundrig aufgeht, wo doch früher eher mal die Tapete plundrig in Fetzen von den Wänden hing.

## Popo

Ja, was gibt es hier zu sagen? Verhüllung und verhüllende Wörter sind in diesem Bereich seit je Trumpf – und meist angebracht. Erste Verhüllung das lateinische *podex*, das im Lateinischen nicht so fein (der Furzer) war, im Deutschen aber undurchsichtig bleibt und mit „Gesäß“ schon gehoben wird. Zweite Verhüllung: *Podex* wird abgekürzt zu „Po“ und anschließend verdoppelt. Eine Enthüllung: Wegen der zwei Backen? So war es vor allem im Mamataalk üblich. Interessant bei solchen Wörtern: Es ist egal, was sie bedeuten, man versteht sie sowieso. Wie der Poposcheitel aussieht, weiß nun auch jeder. Er muss aber nicht unbedingt hinten sein, wie manche meinen.

## Porzellan

Kämen Sie auf die Idee, dass dieses feine Zeug etwas mit Schweinchen zu tun hat? Das ist wirklich eine unglaubliche Geschichte. Aber die sprachliche Evolution treibt – wie die natürliche – kreative Blüten. Ohne Kreationismus! Auf jeden Fall bedeutet das italienische *porcellana* gerade Schweinisches und auch im französischen *porcelaine* klingt es noch an. Im Deutschen haben wir das Material wie die Wörter wahlweise aus diesen Ländern übernommen. Aber der Weg ist lang und verschlungen. Schon die Italiener rätselten, woraus dieses helle Grundmaterial denn bestehen könnte. Im Spekulieren kamen sie darauf, nur aus Seemuscheln könne man so eine feine und glänzende, leichte und dennoch harte Tonware herstellen. (Das war natürlich frei vagierende Exotismusdenke gegen kreativen Alltag, in dem das Ganze aus Knochenmehl hergestellt wurde.) Bestärkt wurden sie durch chinesische Muscheln aus Porzellan und viele muschelartige Strukturen. Die Muschel stand nun aber für Italiener – Meister der Sexualisierung, bei denen kein Gemüse ohne sexuellen Nebensinn bleibt – in der Form der *concha veneris* = „Venusmuschel“ auch für das weibliche Geschlechtsteil. (Im Deutschen sind wir da nicht ganz fern.) Nun aber war der volkstümliche Name der Muschel auch *porcella* = „Schweinchen“. Na ja, und dies nun wieder im Zuge der Hypersexualisierung schon seit Römerzeiten übertragen gebraucht für das weibliche Geschlechtsorgan. Und so haben auch wir nun das schweinische Wort – doch sämtlicher sexueller Nebensinne entkleidet. Oder mit diesen nun aufgefrischt?

## Protz

Meist kommt „Protz“ nicht allein daher, eher als Muskelprotz oder Geldprotz, also mit etwas, mit dem man protzen kann –

oder zumindest glaubt, man könne damit protzen. Der Wort-sippe liegt eine erhellende Metaphorik zugrunde. Sie geht zurück auf bairisch *Brotz* = „Kröte“ und zeigt uns das Ähnliche im Unähnlichen, nämlich wie jemand sich aufbläst.

Etwas anderes ist „die Protze“ und dazu das übertragene „abprotzen“. Die Protze ist der Vorderwagen für ein Geschütz, seinerseits aus dem Italienischen: venezianisch *birozzo*. Hatte man das Geschütz in Stellung gebracht, dann musste man es von der Protze lösen, man musste abprotzen, was in Landserkreisen dann für das gebraucht wurde, wofür man die Hose runterlassen musste.

## Pumpernickel

Wenn wir annehmen, der zweite Bestandteil des Wortes habe etwas mit Metall zu tun, gehen wir fehl. Wieso kommen wir überhaupt darauf, dass es zwei Bestandteile hat: *Pumper-nickel*? Haben wir das Gefühl, dass wir damit einer Deutung näher kämen? Was es ist, wissen wir doch. Man will oft etwas mehr wissen, mehr verstehen. Darum werden etymologische Geschichten erzählt wie zum Beispiel die hier: Als Napoleon in Deutschland auf Kriegszug war, wurde ihm das schwarze Brot serviert. Als halber Franzose mit *baguette* und *fromage* fand er das merkwürdig und sagte: „*C'est du pain pour Nicole*.“ Also Brot für Nicole, das war sein Pferd. Je nachdem, wie man dies ausspricht, wird daraus *Pömperniggl*. Nicht ganz logisch, denn das müsste ja anschließend entfranzösisiert werden. Die Story würde eher nahelegen, dass es das Wort schon gab und Napoleon es scherzhaft fransösiert hätte. Drum muss wohl eine andere Geschichte her. Die geht dann so: Der erste Bestandteil hat mit *pumpfern* zu tun, einem alten Wort für furzen. Und der zweite Bestandteil? Den

kennen Sie noch von dem Eintrag zu „Nick“. Wir haben ihn in Namen wie „Jungnickel“, „Fischnickel“, „Pelznickel“ oder noch in Wörtern wie „Trotznickel“ und „Zornigl“. Dieses *-nickel* – hierzu gehört übrigens auch „nicklig“ – ist nun seinerseits eine Kurz- oder Koseform von „Nikolaus“ und wurde – wie häufig – zum Wort für eine männliche Person. So war also der Pumpernickel ein Furzer und von da nach einem üblichen Deutungsmuster übertragen auf die entlastende Ursache der ungelittenen Tätigkeit. Diese Erklärung könnten Sie selbst austesten. Ich konnte sie nicht bestätigen.

## Quacksalber

Wirklich ein Salber. Aber nicht einer, der salbt, was ja durchaus passen würde, sondern einer, der mit Salben handelt. Wahrscheinlich kamen einige aus Holland, denn auch das Wort wird aufs Holländische zurückgeführt, und zwar soll im ersten Teil *quaken* = „prahlen“ stecken. Na, und wenn die Sälbchen nichts taugten, dann galt der Verkäufer als Kurpfuscher oder prahlender Quacksalber, gleich zwei Wörter für eine wichtige Angelegenheit.

## Quäntchen

Das Wort verdankt seine Entstehung der neuen Rechtschreibung. Wir sehen, sie war doch produktiv, die viel gescholtene. Aber die Entstehung ist verwickelt, von einigen Verwechslungen geprägt. Erst einmal soll lateinisch *quintus* = „fünf“ – deshalb auch die Form *Quintchen* – drinstecken, das dann mit vier verwechselt wurde (von Rechenkünstlern) und im Deutschen ein Viertel eines Lots war. Dazu muss man wissen, dass ein Lot schon nicht viel war. Und ein Viertel und das noch verkleinert, das

konnte man kaum noch wiegen. Es wurde auch nicht gewogen, weil gleich bildlich verwendet:

„Ein Nestchen ist das Leben in der Schöpfung,  
und ach, wie noch ein kleines Quentchen ist  
Verstand und Herz auf unsrer Erde!“

So klagt Herder im 18. Jahrhundert und zeigt die vorrechtsschreib-reformerische Schreibung. Aber die Rechtschreibreform war so schöpferisch, dass sie es mit Quantum in Verbindung brachte und so in der Quantentheorie theoretisch untermauerte. So ganz unplausibel ist der neue Zusammenhang nicht. Aber noch kleiner als ein Quant? Das wären dann eher Quärkchen, die allerdings etwas abkürzen und nicht aus Quark, nicht einmal aus Magerquark bestehen. Übrigens auch „Quark“ klingt schon interessant (kam wohl aus dem Osten übers Niederdeutsche zu uns). Und wem klingt nicht Goethes Einsicht im Ohr:

„Getretner Quark  
Wird breit, nicht stark.“

## Quecksilber

*Quick* hieß lebendig, also wie von alters her „lebendiges Silber“. Viele haben als Kind noch mit den beweglichen Kügelchen gespielt und sind nicht daran gestorben, wie man heute annehmen würde. Quecksilber war ein Faszinosum nicht nur für Kinder. Die Alchemisten haben allerhand damit gemacht, wollten gar – wie naheliegend – Gold daraus machen. „Aus Silber mach Gold“, ein Slogan für Zocker. Verquicken war entsprechend „mit Quecksilber verbinden“ = „amalgamieren“.

Das Adjektiv haben wir noch in „keck“ und vor allem in dem poetischen „erquicken“, das einst „lebendig machen“ und später „aus der Ohnmacht erwecken“ bedeutete. Heute kennen wir es noch



aus der Bibel „Ich will euch erquicken“, in der Formel für Wasser „erquickend und labend“ und vor allem im Adjektiv „unerquicklich“, das allerdings jetzt ganz prosaisch „unerfreulich, unbefriedigend“ bedeutet. Manche Wortkarrieren enden so.

## Rank

Dieses Wort als Nomen? Wenn schon, dann ein Adjektiv und auch das fast nur in der reimenden Zwillingformel „rank und schlank“. Da wir solche Muster kennen, schließen wir, dass „rank“ eben gerade so viel heißt wie „schlank“. Dann kann man auch von einem ranken Mädchen sprechen. Allerdings: Die Seglersprache kennt das ranke Schiff, das ziemlich wacklig ist und leicht kränkt, dafür aber schnell und wendig. Wäre dann das ranke Mädchen noch so löblich?

Zurück zu unserem Ausgang! Das Nomen gibt es verkleidet eben doch, nämlich in „den Rang ablaufen“. Älter hieß es *den Rank ablaufen*. Der *Rank* war eine Krümmung, moderner eine Kurve. Vielleicht hat der Schnellere die Innenkurve gewählt oder den anderen behindert und ihm so den Rang abgelaufen. Denn heute soll es ja heißen „besser performen“. Jetzt aber die Überraschung! *Rank* haben wir heute doch noch und nur im Plural. Setzen Sie doch mal ein: Listen und \_\_\_\_\_ schmieden. Welcher Schmied produzierte so krumme Dinger?

## Rauchwaren

Was soll das hier? Sie wissen doch, worum sichs dreht. Ja und nein. Wenn Sie an die Waren im Tabakgeschäft denken, werden Sie wissen, was es da gibt. Aber es gibt noch ganz andere Rauchwaren, beim Kürschner nämlich. Da gibt es Pelzmäntel, Pelzjacken und dergleichen, die so verpönt sein mögen wie für manche

Zigaretten. Nun stellt sich aber die Frage: Was haben die mit Rauch zu tun? Geräuchert wurden sie ja wohl nie, auch nicht um sie haltbarer zu machen. Lesen Sie doch bitte mal dies laut wie ein Schweizer: sezig. Und jetzt: Rauwaren. Ja, so wurde das früher gesprochen. Die entsprechende Schreibung hat sich erhalten. Aber es sind eigentlich Rauwaren oder in ganz neuer Schreibung wären es eben Rauwaren, die zwar schmeicheln sollen, aber doch nicht glatt sind.

## **Reibach**

Für kaum etwas gibt es so viele Wörter wie für Geld. Was die Menschen interessiert, dafür brauchen sie die feinsten Differenzierungen: Wann sagt man es? Zu wem? Und vor allem: Was sagt man damit? Kapitalisten und Gewinnsüchtige wollen großen Reibach machen. Manche machen es an der Börse, andere sogar mit dem Wonderbra®. Natürlich – ganz wie Leute meinen – kommt das Wort von den Juden, auf dem Umweg über jiddisch *rëibach*, *rebach*. Von da bringt es auch den unlauteren Unterton mit. Diskriminierungen sind historisch in Sprache aufbewahrt.

## **Reichskristallnacht**

Wenn eine Nichtmuttersprachlerin oder ein junger Muttersprachler das Wort liest, wird es für sie nicht besonders auffällig sein. Sie werden sich allerdings auch nicht so viel drunter vorstellen können. Sie werden aber schnell merken, dass es sich um eine Art Eigennamen für eine bestimmte Nacht handelt und im Zusammenhang vielleicht Schnipsel lesen wie „niedergebrannt“, „verwüstet“, „zerstört“, „Gewalttaten“ und „Ausschreitungen ... der ... Reichskristallnacht“. Weiter in ihrem Lernprozess begegnen ihnen vielleicht „Erinnerung an die Reichskristallnacht“,

„Gedenken an die Opfer der Reichskristallnacht“, „Gedenkfeier zur ... Reichskristallnacht“, womit ihr Bild schon deutlicher wird. Vielleicht auch historisch festgemacht: „der sogenannten Reichskristallnacht vom/am 9. November 1938“. Hier finden sie dann auch den ersten Hinweis auf ein sprachliches Problem, sie werden vielleicht hellhörig beim Distanzierer „sogenannt“.

Zwischen dem 50. und dem 60. Jahrestag der Reichskristallnacht, vielleicht im Umfeld einer Gedenkfeier, kam jemand auf die Idee, man solle lieber von Reichspogromnacht reden, das benenne die Gräueltat deutlicher. Da finden unsere Lerner nun Stücke wie „Reichskristallnacht ... Euphemismus“, „Reichskristallnacht ... Nazijargon“ oder „von den Nazis zynisch Reichskristallnacht genannt“. Was hätten Sie lieber: „Reichskristallnacht“ oder „Reichspogromnacht“, wie es der öffentliche Semantikfilter erzeugt hat? Sollten die Distanzierer angenommen haben, wir würden den Nazi-Ausdruck lieben und man dürfe so nicht verhüllen, müsse klar sagen, was geschehen ist? Oder meinten sie, wer das Wort verwende, der partizipiere am Nazijargon? Was immer die Idee war, diese Art der Sprachreinigung eskamotiert Geschichte. All die wichtigen Stücke dieses Diskurses würden sich vielleicht verlieren, wenn das Wort der offiziellen Feiglinge sich durchsetzen würde. Aber Lerner haben Anspruch auf Geschichte, auch auf Wortgeschichten. Sie haben Anspruch darauf zu erkennen, dass, was anfangs so harmlos für sie klang, für reale und mentale Komplizen gedacht war. Nicht zudecken, sondern aufdecken!

## Reißzwecke

Man zwickt die Reißzwecke nicht und wird auch nicht von ihr gezwickt, eher mal gestochen. Reißen tut man sie auch nicht und

„Zweck“ taugt nicht gut als Bezeichnung eines Gegenstands. Im ersten Teil aber steckt wirklich „reißen“, das eng verwandt ist mit „ritzen“. Da die alten Germanen ihre Runen in Holz einritzten, wurde „reißen“ auch für „schreiben“ verwendet. Man konnte aber auch einen Fisch aufreißen, eben der Länge nach aufschneiden. Die Runen sind ja nun, wenigstens für uns bei dieser Herstellungsart, eine Art Zeichnung. So bekam „reißen“ dann eine Verwendung für „zeichnen“. Das haben wir jetzt noch in „Aufriss“ und übertragen in „umreißen“. Das Reißbrett war die Platte, auf die man das Papier aufzog, auf das man zeichnen wollte. Ganz so wie noch heute bei Architekten. Nun scheint klar: Die Reißzwecke war die Zwecke, mit der man das Papier auf dem Reißbrett befestigte. Was aber war die Zwecke?

Die Zwecke war ein kleiner Nagel. Dafür gab es auch die kürzere Form: „die Zwecke“ und „der Zweck“ wie „die Ecke“ und „das Eck“. Wie bei jedem Nagel sollte man beim Einschlagen nicht den Daumen, sondern genau die richtige Stelle treffen. Beim Schießen war das der Mittelpunkt der Scheibe, darum auch Zweck genannt. Das ist lange vorbei und vergessen. Geblieben aber ist die Übertragung auf Ziel und Zweck, wie wir es heute verwenden.

### **Rindfleischetikettierungsüberwachungsaufgabenübertragungsgesetz**

Hierzu ist jeder Kommentar überflüssig, sei es für die BRD oder für die EU.

### **Rochus**

Im Netz finde ich, es sei mal eine Quizfrage bei Günther Jauch gewesen, wie man noch sagen könne für „Wut haben“.

---

Wie kann man noch sagen für  
„Wut (auf jemanden) haben“?

A: Einen Quirinus haben

B: Einen Rochus haben

C: Einen Sturmius haben

D: Einen Turibius haben

---

Ob man da per Ausschlussverfahren weiterkommt? Nun, Sie kennen natürlich die Lösung. Wenn Sie recherchieren, kommen Sie ganz häufig auf Menschen mit Nachnamen Rochus, besonders auf einen Tennisspieler. Und dann natürlich auf den heiligen Rochus, nach dem sie alle benannt sind. Was hat es mit ihm auf sich? Er soll vielen Pestkranken geholfen haben. Das kann nun wirklich kein Grund sein, einen Rochus auf ihn zu haben. Eine bessere Herleitung ist, es handele sich um jiddisch *rochus* oder *rauches*, was eben Zorn hieß. Da hätten wir auch schnell eine These, wieso der Zorn verraucht, was wir ja sonst sicherlich mit dem Rauch in Zusammenhang gebracht hätten, mit der Hitze des Zorns und dem entsprechenden Feuer. Für ziemlich absurd wird eine andere Herleitung eines populären Wörterbuchs gehalten. Der Wasserzieher meint, da müsse irgendwie französisch *roche* = „Fels“ drinstecken. Was den Leuten so alles einfällt. Der eine kriegt da ‘nen Rochus, der andere kriegt den Koller.

## Rosenmontag

Das Wort soll verhochdeutsch worden sein und von daher kommen, wo es hingehört: aus Köln. Es lautete *rosend Montag*, also ganz treffend der Montag, an dem alle rasten, nicht rasteten. Da

lebte man sich richtig aus (neun Monate später sind die Folgen statistisch belegt). Denn zwei Tage später holte einen der Aschermittwoch ein – der erste Teil des Wortes ist wirklich der alte Plural *Ascher*. In der Kirche hatten an diesem Tag die Gläubigen Buße zu tun (nicht nur für die vergangenen Tage). Dazu wurden sie mit Asche bestreut oder bekommen heutzutage ein Aschenkreuz auf die Stirn gestrichen. Damit ist dann wohl auch der schmutzige Donnerstag geregelt, der dem ganzen Treiben vorangeht. So ganz sauber ging es da nicht immer her. Wichtiger vielleicht: Das närrische Treiben und das *rosend* konnten durchaus politisch werden und wurden auch von den Herrschenden dann nicht mehr für närrisch genommen, etwa wenn im 19. Jahrhundert „E. L. F.“ skandiert wurde für das revolutionäre *égalité, liberté, fraternité* = „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit“. Übrigens: Manche hätten das Ganze auch gern ausgedehnt und erfanden den Rosensamstag.

## Rotz

Körperrausscheidungen sind fast immer und überall ekelhaft. Hier besonders, weil man die Lautmalerei direkt hören kann. Im Althochdeutschen sogar noch besser: *hroz*. Trotz allem – oder gerade deswegen – war das Wort recht produktiv.

- In der Wortbildung: Rotznase, Rotzfahne, rotzig
- Als Redensart: Rotz und Wasser weinen/heulen/flennen
- In Übertragung: frech wie Rotz, rotzfrech, rotzig, Rotzbube, Rotzlöffel

Mit fremden Augen gesehen ist allerdings erstaunlich, wie Deutsche mit Rotz umgehen, wenngleich sie das Wort eher tabuisieren. Für Menschen anderer Kulturen ist das laute und wirklich rotzvolle Schnäuzen ekelhaft. Ich zieh da auch schon mal den

Nacken ein im Bus, wenn es hinter mir losgeht. Dann denk ich vielleicht mit Urban Priol: „Zieh hoch, dein Gehirn braucht Nahrung.“ Aber mir fällt auf, dass es kaum jemandem auffällt. So unterschiedlich sind die Geschmäcker.

## **rchbar**

Hier haben wir ein ganzes Nest von Wörtern, bei denen man meinen könnte, sie hätten mit riechen oder Geruch zu tun. Etwas wird rchbar, wenn man es riechen kann. Fehlgemeint. Es steckt ein altes *ruoft* drin, das mit „rufen“ zu tun hat und so viel wie „Ruf“ oder „Gerücht“ hieß. Rchbar, also bekannt, werden geheime Pläne und Machenschaften. Wenn jemand „in dem Ruch steht ...“, dann betrifft das ebenfalls den Ruf, wenngleich eher einen schlechten.

Zu einer ganz anderen Sippe gehört „rchlos“. Es gab ein altes Verb *ruochen* = „sich um etwas kümmern“. Verrucht war man, wenn man aufgehört hatte, sich um etwas zu kümmern. Und wer rchlos ist, ist seit Luther rücksichtslos und gewissenlos, besonders Gangster und Verbrecher sind es, aber auch ihre Taten.

## **Salamander**

Selten bekommt man diese Tiere noch zu Gesicht, wenigstens in freier Natur. Doch gute Köche und bewanderte Esser wissen Bescheid. In der feinen Küche kann man den Salamander noch antreffen. Pfui? Nein, nein, nicht was Sie denken. Er wird nicht gegrillt und gegessen. Es ist der Ofen zum Grillen. Ein offener Ofen mit starker Oberhitze. Die Idee kommt vom Feuersalamander, gefleckt wie Lurchi, dem Held der Salamanderschuhe, schwer zu grillen. Denn seit alters geht die Mär, dass er im stärksten

Feuer überlebt. Ein Papst soll dereinst sogar einen Mantel aus Salamanderhaut gehabt haben, den man zum Reinigen ins Feuer warf. Da wundert es nicht, dass man den kleinen Lurch zerrieb und zu Arznei verarbeitete.

Das Wort „Salamander“ stammt einfach aus dem Griechischen. Dieses Gedicht von G. A. Bürger werden Sie nun besser verstehen:

„Arm und Arm dann umeinander!

Aneinander Brust und Brust!

Wenn du dann in heißer Lust –

Ha, du bist ein Salamander,

Wenn du nicht zerlodern musst.“

## Sammelsurium

Eine bunte und schwer überschaubare Ansammlung unterschiedlicher Gegenstände oder auch Ideen. Von Ordnungsliebenden wird das Sammelsurium nicht geliebt,

vor allem bei anderen gesehen.

Klar ist, dass vorne „sammeln“

kommt und dann irgendwas

Lateinisches oder nur lateinisch Klingendes. Im

Wörterbuch der Brüder

Grimm wird ein Zusammenhang hergestellt mit

*sammelsûr* = „gesammel-

tes Saures“, bestimmt ein

ekelhaftes Restegericht.

Aber der Herleitungsweg

fehlt uns.

*Aluminium Aquarium Aquinoktium  
Atrium Auditorium Auspizium  
Beryllium Brimborium Delirium  
Dezennium Diluvium Dormitorium  
Elysium Exerzitium Gallium  
Iridium Kalzium  
Kalendarium Harmonium Iridium  
Kompendium Kondominium  
Konsortium Lithium Millennium  
Mitochondrium Morphinum Natrium  
Präsidium Refektorium Refugium  
Sodium Ruthenium Sanatorium  
Stadium Terrarium  
Thallium Tritium Vanadium  
Zirkonium*

## Sammelsurium



## Schabernack

Ja wirklich, ein den Nacken schabender Winterhut. Der grobe Hut soll besonders geschabt haben, wenn einem der Kopf gescho-ren wurde, weil man etwas verbochen hatte. Damals war dann Schabernack etwas schlimmer als heute. Vielleicht Schimpf und Schande, die es zu ertragen galt. Heute dann etwas weniger schlimm und nicht mehr unbedingt justiziabel für Possen und Streiche, vielleicht in der schwäbisch-alemannischen Fasnet oder in der Hexennacht. Ist Schabernack auch das, was der Scherzbold treibt?

## Schadenersatz

Oder Schadenersatz? Wie hätten Sie es lieber? Das sogenannte Fugen-s in Zusammensetzungen beschäftigt Linguisten wie Sprachkritiker (was immer das sei). Der Sprachaufseher Sick hat sich auch geäußert und meint offenbar, in der Alternative sei ein *s* weggelassen. Daran hängt er im x-ten Tod des Genitivs auf: „Behördendeutsch ist von jeher bemüht, sich allgemeiner Ver-ständlichkeit zu entziehen, und so ist die Einsparung des Fugen-zeichens nur eine weitere Kürzungsmaßnahme auf dem Weg zur vollständigen Entfremdung von den Bürgern und ihrer Sprache.“ Das halte ich für sprachkritische Volksverhetzung. Erstens nimmt die Setzung des Fugen-s nicht ab, sondern eher zu. Zwei-tens ist es eine reine Erfindung, die Beamten seien für etwas ver-antwortlich, was es gar nicht gibt. Klassische Sprachpfleger haben lange gegen dieses Fugen-s gewettert, also auch für „Scha-denersatz“ gegen „Schadenersatz“. Schon Jean Paul wollte sei-nerzeit das Fugen-s ganz verbannen, worauf ihm Jacob Grimm im Spott über gewöhnliche Puristen verbotene Streiche ankrei-dete. Die normative Empfehlung war: Wann immer man das vor-

dere Wort als Objekt zum hinteren Teil verstehen könne, sei das *s* nicht angebracht. Grund: Es handle sich dann um eine Zusammenrückung zweier Wörter, die im Satz zusammengehören. Wie aber kommt einer dazu, etwas zu empfehlen, was viele Sprecher offenbar nicht wollen? Sprachpflege ohne Sprecher! Sickseidank: Wer den Spott hat, braucht für den Schaden nicht zu sorgen. Da gehen wir lieber gleich zum Nächsten.

## Scharlatan

Eine These lautet: eine Übernahme des italienischen *ciarlatano*, das von *ciarlare* = „schwatzen“ hergeleitet und etwa für Marktschreier verwendet wurde. Vielleicht lehrte das Leben, dass die oft Schwindler waren. Auch Ärzte, die ihre Kenntnisse und Ausbildung nur vorgaben, hießen Scharlatane. Wort und Sache waren schon früh in Europa verbreitet, darum auch französisch *charlatanerie*.

Eine ganz andere Erklärung geht so: Scharlach kennen wir jetzt nur noch als schlimme Infektionskrankheit. Und wenn von scharlachrot die Rede ist, könnte man annehmen, damit sei die ungeheuerliche Rötung des Rachens gemeint. Es verhält sich aber eher umgekehrt. Der Scharlach heißt so nach der Rötung des Rachens und der sogenannte Scharlachwurm wurde wegen des schönen Rots zur Färbung von Stoffen verwendet. Von der Variante *scharlât* wurde *scharlâtîn* abgeleitet, ein Adjektiv, das „scharlachen“ bedeutete. Nur Reiche trugen scharlachne Kleidung, sie waren *scharlâtine* oder Scharlatane, also Scharlachträger. Nun muss man nur noch die Idee haben, dass oft nichts Rechtes darunter steckt, schon ist man beim heutigen Scharlatan.

Wenn wir die Geschichte eines Worts ermitteln wollen, dann hätten wir gern ein Kontinuum: lautlich, wie es sich langsam

nach Regeln gewandelt hat, und semantisch, wie eine Verwendung plausibel mit einer folgenden zusammenpasst. Das bleibt ein Traum.

## Scharmützel

Warum gibt es laut „Google.trends“ so übermäßig viele Anfragen für das Wort gerade aus Heilbronn? Das kriegen wir leider nicht raus. Ihr Interesse an dem Wort – soweit gegeben – können Sie hier befriedigen. Sie wissen, bei Scharmützeln handelt es sich um kleine Gefechte. Seinerzeit lieferten sich die Russen und Chinesen Grenzscharmützel am Ussuri, auf die allerdings die Welt starrte. Das Wort haben wir – was heißt hier wir, unsere Ururahnen – aus italienischem *scaramuccio* als *scharmützel* übernommen, von daher auch die Betonung auf der zweiten Silbe. Lange hieß es „der“ Scharmützel. Im Gleichklang mit der Entwicklung von *lützel* zu „klein“ wurde auch die Endsilbe als dialektale Verkleinerung genommen und so hieß es „das“ Scharmützel. Der alte Goethe hat sogar ein Verb dazu: *scharmütziern*, gewiss mit der Anspielung auf Charme, für kokettieren und flirten. Die bildspendende Idee der Liebeskämpfer ist auch heute noch produktiv.

Nun müssen Sie nicht mehr rätseln, was es mit Scharen und Mützen hier auf sich haben könnte. Vielleicht noch ein Rat, den Eugen Gürster in seinem Buch über die Dummheit formulierte: „Wer statt auf das große Glück zu warten, sich bereits über ein paar kleine Zufallsglücke freuen kann, hat gegen die Dummheit ein erstes Scharmützel gewonnen.“

## Scharteke

Scharteken waren wertlose Bücher, später auch Möbelstücke zu ihrer Aufbewahrung. Sicher wurden dieses Bücher oft nur von

Lesefeinden so genannt. Denn lateinisch *charta* „Schriftstück“ war gar nicht despektierlich, denken Sie an die jetzt berühmteste Charta der Vereinten Nationen.

Heute aber ist das Wort verbreitet als despektierliche Bezeichnung einer alten Frau: „So eine alte Schartek!“ Ob das tatsächlich irgendwelche Eigenschaften rechtfertigen, ist bei derartiger Metaphorik unbedeutend. Den Übergang hat vielleicht „zerknittert“ erleichtert. Aber dass es sich tatsächlich um eine unansehnliche, unsympathische weibliche Person handele oder um ein altes, hässliches, mageres, unangenehmes Weib, ist der Naivität der Wörterbuchmacher zu verdanken. Möglicherweise will der Sprecher – entgegen der Realität – so was sagen, um zu verletzen oder zu diskriminieren. Man sollte bei Wörtern immer schauen, was die Leute damit machen.

## Scherzbold

Ein guter Scherzbold bleibt unbekannt, arbeitet oft in der Nacht. Eigentlich hält er sich nur für einen. Für die braven Bürger hört der Spaß schnell auf, sie würden ihn gern der Polizei übergeben. Für diese Normbewussten treiben Scherzbolde nur Unwesen: lösen Fehlalarme aus, lassen über Nacht das Wasser aus dem Freibad ab, publizieren im Internet eine ironisch gefälschte Biographie. Das Wort selbst zeigt schon die Struktur: süß-sauer. Einerseits das harmlose, nette *Scherz*, dann aber das dicke *-bold*, das wir für sich gar nicht mehr deuten können. Wir kennen es aber aus „Kobold“, „Witzbold“, „Trunkenbold“, „Raufbold“, „Lügenbold“ und machen uns einen Reim draus. Ursprünglich aber hieß es mal „kühn“ und wurde darum gern Eigennamen angehängt. Nun, das ist vorbei.

Interessant vielleicht noch, dass unser altes Verb *scherzen*, das so viel wie tänzelnd umherhüpfen bedeutete, die Grenze nach Süden schon im späten Mittelalter übersprungen hat und im Italienischen als *scherzare* ankam. Von dem wurde wiederum *scherzo* abgeleitet, das in der Musik den Rückweg zu uns gefunden hat. Und wirklich, ein Scherzo ist ein heiteres, tänzerisches, leicht beflügeltes Musikstück. Aber auch wenn wir Exportweltmeister sind, im Wortexport haben wir keine großen Erfolge vorzuweisen. Eher sind wir die großen Importeure. Doch das macht reich – mehr noch als der Export.

## Schickimicki

Klar, das Wort hat irgendwas mit „schick“ zu tun. Schickimicki ist, wer in besonderer Weise schick erscheint oder in den Augen anderer erscheinen möchte, als schick gelten will, deshalb in die Schickimicki-Disko geht, in entsprechenden Läden einkauft. Genereller ist Schickimicki alles, was Schickimicki ist.

Nach dem gleichen Muster sind andere Wörter gebildet: „Lari-fari“, „Kuddelmuddel“, „Hackelpackel“, „Rambazamba“ (schon vor Rambo), „Hullygully“, „ruckizucki“, „ratzfatz“. Sie haben oft einen ironischen Unterton, sind meist wertend, werten das Bezeichnete leicht ab, haben öfter ein modernistisches oder umgangssprachliches Gschmäckle. Das Rezept geht so: Man nehme ein zweisilbiges Wort (auch ein mögliches Wort) mit einem Mitlaut am Anfang und einem vollen Selbstlaut (*i, a, o, u*) am Ende. Man schneide den ersten Mitlaut ab und verdopple den Rest. Zwischen Original und Kopie füge man einen attraktiven Mitlaut ein. Besonders genussreich, wenn der zweite Teil auch ein Wort ergibt oder an eines anklingt. So können Sie selbst derartige Wörter bilden und Ihren Stil aufpeppen: „Rollimolli“, „Hei-

fideifi“, „Fuzzipuzzi“, „Tangalanga“ oder „Muschiduschi“. Die Bedeutung können Sie selbst vergeben.

Die Bildungsweise ist verbreitet, im Englischen etwa Boogie-Woogie. Den Evergreen von Tommy James & The Shondells „*My baby does the Hanky Panky*“ kennen Sie vielleicht. Man konnte ihn gut mitsingen. Was es heißt, war unwichtig, aber es war Schummelei. *Mumbo jumbo* ist einfach Unsinn oder Quatsch und *airy-fairy* leeres Geschwätz. Der Name von *Humpty Dumpty* aus „Alice im Wunderland“ ist nach dem gleichen Muster gebildet. Auch Adjektive gehen so: *hugger-mugger* heißt „heimlich und verschwörerisch“. Was *rumpy-pumpy* bedeutet, überlasse ich Ihrer Phantasie und Recherche.

## Schlafittchen

Man packt oder kriegt jemand am Schlafittchen, dann hat man ihn dran. Aber woran? Wo ist sein Schlafittchen? Es handelt sich um eine übertragene Redeweise. Trainer können ihre Spieler sogar verbal am Schlafittchen packen. Das heißt, jemanden, der einem lieber entwischen möchte, zur Rede stellen. Das Schlafittchen soll der flatternde Rockzipfel gewesen sein, an dem man einen Wegrennenden gerade noch erwischt hat. Das war aber nur ein Bild. Der „Zwiebelfisch“, die Sprachkolumne im „Spiegel“, hat recht: „Das Schlafittchen kommt von den Schlagfittchen, den Schwungfedern des Vogels.“ Auf jeden Fall lassen die meisten nicht mehr locker, wenn sie einen am Schlafittchen haben. Wer hätte da nicht gern Fittiche?

## Schlafröck

Sicher gibt es Leute, die – verführt durch das Wort? – im Morgenrock schlafen, und sogar welche, die den ganzen Tag drin rum-

laufen. Dass es sich nicht um einen normalen Rock handelt, wissen wir. Es macht uns nicht so viel zu schaffen. Wir kennen den Sonntagsrock, der ja auch keiner ist, und vielleicht in Dialekten so kluge Sprüche wie in meiner Heimat:

„Es frieret in dem wärmsten Rock  
der Säufer und der Hurenbock.“

Aber der Schlafteil soll nach mancher Meinung mit „Schlaufe“ zusammenhängen, also ein Rock mit Schlaufen. Würde schon passen. Weiter geht die Phantasie, der erste Teil sei holländisch und hänge mit „schlüpfen“ zusammen. Ein Schlüpfrock also. Ganz angenehm. Dann hätte der Volksmund das Wort verhunzt. Das Wörterbuch der Brüder Grimm aber weist das kategorisch zurück. Es kommt von „schlafen“. Andere Zeiten, andere Sitten. Nur, so ganz gesittet war das mit dem Schlafrock nicht. Der Stürmer und Dränger Lenz schrieb: „Gott behüte, dass er so ein Schweinigel sein sollte [...], der durchaus im Schlafrock an Tisch kommen wollte.“

Weiter ging noch jener Daniel Schubart, der Schiller die Vorlage für die „Räuber“ lieferte (und den der üble Prinz Eugen auf Hohenasperg festsetzte): „Röschens Hand schlüpft unter meinen Schlafrock.“ Heutzutage haben wir allerhand Kulinarisches im Schlafrock, etwa Äpfel, aber auch Eier und vormals Krammetsvögel gar.

## Schlamassel

Sie lesen mit Kindern ein Gedicht von Bertolt Brecht:

„Es war einmal eine Kellerassel  
Die geriet in ein Schlamassel  
Der Keller, in dem sie asselte  
Brach eines schönen Tages ein

So daß das ganze Haus aus Stein

Ihr auf das Köpfchen prasselte.

Sie soll religiös geworden sein.“

Wie würden Sie „Schlamassel“ erklären? Ja, eine schlimme Situation. Damit sind Sie auf einer guten Fährte. Es soll sich um eine Mischung von „schlimm“ und jiddisch *massel* = „Schicksal, Glück“ handeln, was nicht in jeder Hinsicht plausibel erscheint. Auf jeden Fall wäre schlimmes Glück doch süßsauer. Allein „Massel“ verwenden wir noch, wenn wir Glück hatten: „Ich habe viel Massel gehabt.“ Hoffentlich Sie auch.

## Schlawiner

Haben Sie Probleme, das Wort zu schreiben? Vielleicht mit „ie“? Der Reim ist jedenfalls schon jemandem eingefallen: „Gedanken über die Wiener und Schlawiner – ein Panoptikum“. Und immerhin finde ich bei Google über 100 000 Funde mit der Fehlschreibung. Auch wenn die Rechtschreibung nicht stimmt, zu Wien könnte schon eine Verbindung bestehen. Denn die Beziehung der Österreicher zu Slowenien war eng. Damit ist das Wort gefallen: Schlawiner ist eine Verballhornung von Slowene. Und mit dem Wiener Schmääh könnte auch manch Wiener ein echter oder rechter Schlawiner sein. Ein Schlawiner ist jemand, der kleine Tricks drauf hat. Jedenfalls nennen wir jemanden, Kinder zum Beispiel, so mit nachsichtigem Unterton. Die Schlawinerin ist noch nicht so üblich, wenngleich eine bei flirt&date in [www.flirt.de](http://www.flirt.de) annonciert. Worum es da wohl geht? Ums Schlawinern natürlich!

## Schlendrian

Der Schlendrian lebt im Umfeld von Schlamperei, Schluderei, Trott und Bummelei. Wer so schlendert und dabei mit den Armen



schlenkert, der hat die beiden Verwandten beisammen, zwischen denen ein reger Austausch stattfand.

Heutzutage kann der Schlendrian überall einkehren: als heimlicher Mitspieler beim 1. FC Nürnberg oder in fremden, afrikanischen Ländern, von denen wir nicht so viel halten. Im 15. Jahrhundert wurde er gar latinisiert in *schlenttrianum* und später nett in neue Partnerschaft gebracht bei Grillparzer: „Schludrian und Schlendrian“. Auf jeden Fall muss Schlendrian verhindert und bekämpft werden. Dem können wir uns leicht anschließen, da er nur bei den anderen herrscht.

## **schlohweiß**

Männer mit schlohweißem Haupthaar und schlohweißem Bart. In diesem Zusammenhang wird das Wort verwendet und es besagt dann, dass sie sehr oder außergewöhnlich weiß sind. Wie aber kann *schloh* das bewirken? Wir kennen es sonst nicht. Oder doch? In vielen Regionen Deutschlands gibt es *schloßen* und die Bezeichnung *die Schloße* für Hagelkorn. Also „weiß wie Hagel“. Sollten die schlohweißen Herren so erschrocken sein wegen Hagel auf ihrem Auto?

## **Schmäh**

Das klingt sehr nach schmähen und kommt auch daher, hat sich aber weit, weit entfernt, wenngleich es bei Unwissenden – sogar bei Wörterbuchmachern – sicher unter seiner Vergangenheit zu leiden hat. Verbreitet ist der Schmäh in Österreich, der Wiener Schmäh eben, den viele für charmant halten und den Rainhard Fendrich sogar steigerte: „*Mia san die Hot Volee, mia hamn den Überschmäh.*“ Was aber ist Schmäh? Es ist eines jener Phänomene, die schwer zu fassen sind. Wenn man jemanden fragt,

bekommt man vielleicht Auskünfte wie, es sei eine Art mit der Realität umzugehen, auch eine kleine List, eine bestimmte Art Humor, nicht ganz schwarz, aber schon grau. Etwa die Mär vom Touristen, der in Wien einen Einheimischen fragt: „Wie komme ich ins Naturhistorische Museum?“, und die Antwort bekommt: „Lassen's sich ausstopfen!“ So kann Schmääh ein humorvoller Kommentar sein, nicht einfach ein Witz, sondern Esprit. Derart Schmääh wird oft nicht so gut verstanden, zum Beispiel der historische Schmääh, dass Marie Antoinette, als man ihr während der Revolution mitteilte, dass die Bevölkerung kein Brot zu essen habe, gesagt haben soll: „Dann sollen sie eben Kuchen essen.“ Das war Schmääh und natürlich nicht *political correct*. Deshalb ist Schmääh auch schräg kreativ. Schmääh ist aber mehr. Es ist eine Lebenshaltung. Ähnlich wie mit wahrer Ironie hält man mit Schmääh Distanz zu den Vorgängen wie den Molesten des Lebens. Man sieht, dass die Dinge nicht so sind, wie sie ausschauen.

## Schmeißfliege

So schön glänzende Tiere und doch so eklig, dass man sie sogar mit Intellektuellen vergleichen kann wie seinerzeit schon Strauß (nicht Johann, sondern jener hoch verehrte bullige Bayer) und verteidigt von seinem Adlatus Stoiber: „Gegen Ratten und Schmeißfliegen führt man keine Prozesse.“ Natürlich waren die beiden nicht die ersten, sie bewegten sich eher selbst wie die Bildspenderin im braunen Gebiet. Die Schmeißfliege ist wirklich eine Fliege und sie ist nicht nur deshalb so eklig, weil viele im Geist das *m* weglassen. Sie lassen sich unbewusst leiten von der Erfahrung, wo sie die Tiere schon gesehen haben. Biologisch gesprochen: Schmeißfliegen haben eine Vorliebe für geruchsinensitive organische Stoffe. Solche Formulierungen sind immer

interessant. Riechen Fliegen so wie Menschen? Aber Sie ahnen, worum es geht. Nur, das Wort schillert wie die Fliege: Historisch war *Schmeiß-* immer nah bei Scheiß, aber auch schon mal bei Geschmeide.

## Schmetterling

Wissen Sie was *Schmetten* ist? Ein K.-und-k.-Wort für Sahne, das seinerseits herrührt von tschechisch *smetana*. Da bekommt der gleichnamige Komponist ein ganz anderes Image. Etymologen nehmen an, in Gestalt der Fliegfalter hätten Hexen früher Milch und Sahne gestohlen, hätten die Leute geglaubt. Darum nannten sie den Falter *Schmettenling* und die Engländer den ihren *butterfly* (von dem viele glauben, er müsse gelb sein). Wie der Glaube zerfiel, zerfiel auch diese Deutung und der erste Bestandteil wurde mit *schmettern* = „flattern“ assoziiert. Doch wie es dazu kam, wäre eine andere Geschichte. Hier vielleicht noch ein Wortspiel des freiheitsliebenden August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (er sollte uns allen bekannt sein als Verfasser des Textes der Nationalhymne), Reaktionäre waren für ihn „Freiheitsnieder-schmetterlinge“.

## Schmusekatze

Es gibt natürlich Leute, die es mit Katzen tun, meistens ist aber die Schmusekatze ein Mensch, allerdings einer, der gerne schmust und nicht unbedingt auch gern beschmust wird. Näher beim Ursprung ist aber *Schmus*, das nach dem Wörterbuch von Hermann Paul von jiddisch *schmus*, *schmues* = „Unsinn, leeres Gerede“ kommt und bei uns genauso gebraucht wird. Von da geht es leicht zu „schmusen“, nämlich „schwätzen“ und „zärtlich reden“ und dann eben der Rest. In diesen jiddischen Zusammen-

hang bringen manche auch *Schmu*. Im Rotwelsch gab es die Wendung *einen Schmu machen*, das bedeutet „unrechtmäßigen Gewinn machen“. Macht das der Schmuser?

## schmackeln

Leider ist es bei Redensarten üblich, einen Infinitiv draus zu machen und sie so zu entstellen. Erst einmal geht es hier um „es hat geschnackelt“, womit Unterschiedliches gemeint sein kann.

Im Bairischen und Österreichischen heißt *schnackeln* „einen schnalzenden Laut von sich geben“ – so wird beim Volkstanz mit den Fingern oder mit der Zunge *geschnackelt* – und österreichisch heißt es auch „aufstoßen“, *der Schnackler* = „der Rülpsler“. In Schmellers „Bayerischem Wörterbuch“ finden wir: „überhaupt eine schnelle Bewegung machen“.

Von daher kann man auch fürs Deutsche den Infinitiv anführen, denn das Verb hat noch eine recht andere Funktion als Intensivum, das seinerzeit als bayrisch deklariert wurde, weil Gloria Fürstin von Thurn und Taxis in einem Interview gesagt hat: „Der Schwarze *schnackselt* gerne.“ Hieran wäre natürlich vieles bemerkenswert, etwa die Generalisierung mit „der“ oder die Verwendung von „schwarz“. (Hätten Sie gedacht, dass die Prinzessin mit einer anderen aus dem Hochadel ein Büchlein über Umgangsformen publiziert hat? Sollen wir alle so adlig werden?) Aber uns geht es mehr ums *Schnackseln*, das übrigens Schmeller nicht kennt. Mit dem Interview war das Wort auf einen Schlag in der medialen Welt, in „Wikipedia“ wird es gar durchgebeugt. Ich kannte es nicht, obwohl ich in Bayern lebe. Es gehört in eine Tabuzone, die voll von Phantasiebildungen und Metaphern ist, die ich hier nicht zitieren kann – weil ich nicht adlig bin?

Wir verstehen auch Wörter, deren Bedeutung wir nicht kennen. Ohne diese Fähigkeit könnten wir nicht sprechen lernen. Denn die Bedeutungen lernen wir erst nach und nach, nie ganz und nur über das Sprechen und Verstehen.

## Schnorrer

Die Schnorrer sind unter uns. Sie waren schon immer unter uns wie die Schmarotzer. Schnorrer schnorren. Das hieß anfangs „betteln“, es sei gaunersprachlich gewesen und den schnurrend herumstreunenden Katern abgelauscht. Dann aber allgemeiner, wenn jemand auf anderer Leute Kosten lebt oder ihnen auch etwas abschnorrt. Aus gleichem Haus auch der Schmarotzer, *„der sich gern lässet finden, wo man isset und trincket“*. Das war auf jeden Fall eine Erscheinung, die die Menschen bewegte, und wenn Sie mal einen beschimpfen wollen, dann schauen Sie, wie kreativ das Feld zum Aussuchen bestellt ist: Fuchsschwanzstreicher, Hoflecker, Kalmeuser, Klebelaus, Kutzenstreicher, Küchensterzer, Mantelhenker, Maulredner, Naschbarte, Ohrenschlotzer, Pfefferlecker, Plackscheißer, Produktstreicher, Schmecksäbel, Schulseicher, Spießlecker, Wurstreiter. Die muss ich wohl nicht erklären. Übrigens, bei Schimpfwörtern muss man gar nicht wissen, was sie bedeuten. Hauptsache, sie wirken.

## schurigeln

Das sagt und tut man wirklich nur selten. Mit der Schafschur hat es nichts zu tun. Mit den Schäfchen schon eher. Als es noch *schurgeln* hieß, war offenbar noch ein guter Zweck eingebaut: Man wollte den Geschurigelten bessern. Vielleicht nur eine Ausrede. Es hieß im Grunde immer schon „einen plagen und quälen“, und zwar grundlos und andauernd. Verben auf *-ln* benennen

wiederholte und intensivere Handlungen. Da bekommt Cassiodors spätantike Weisheit „*repetitio est mater studiorum*“ („die Wiederholung ist die Mutter des Lernens“) doch noch einen handfesten Sinn.

## **schwanen**

Sollten die Schwäne so etwas machen? Nein, das Verb wäre eher eine Erfindung von Wörterbuchmachern. Es kommt nur unpersönlich vor, etwa „mir schwant Böses“ oder „ihm schwante nichts Gutes“. Man spricht von einer Ahnung, dass etwas Schlechtes auf einen zukommen könnte. Warum aber schwebt einem so nur Schlechtes vor? Die beste Idee ist wohl, dass das Verb wirklich von „Schwan“ abgeleitet ist. Dazu muss man wissen, dass der Schwan der Vogel der Nornen und Walküren war, über prophetische Fähigkeiten verfügte, weshalb weissagende Jungfrauen oft in Schwanengestalt erschienen. So sagen im Nibelungenlied weise Wasserfrauen im Schwanenkleid dem grimmigen Hagen den Untergang der Burgunden voraus. (Übrigens hatte Hagen den badenden Frauen die Kleider geklaut, damit sie ihm nicht wegliefen.) Schon immer waren Frauen Meister der Ahnungen. Auch der Schwanengesang mag reinspielen, der wohlklingende Gesang, den Schwäne angeblich vor ihrem Tod zu singen beginnen. So erhielt Franz Schuberts letzter Liederzyklus postum den Titel „Schwanengesang“.

So deutlich war diese Herkunft nicht immer und nicht allen. Geahnt wurde oft ein Zusammenhang mit „ahnen“, auch in der Doppelform: *was mir geschwanet und geahnet hat*. Darum finden wir auch *schwande*, das der häufigen Form *ahnde* (für „ahnte“) nachgebildet ist. Wer ohne Schwan auskommen will, wähle die Version, *es want mir* komme von *wānen* = „wähnen“. Da das

immer zusammen gesprochen wurde, konnten man das *s* auch überziehen, besonders weil *wānen* unterging. Ganz kühn ist die Idee, „mir schwant“ als Vermischung von „mir ahnt“ und „mir schwebt vor“ zu erklären. Wer leidet an so einem Schwanismus?

## Schwulitäten

Eines der hybriden Wörter mit lateinischem Suffix. Wozu dient es? Das verwandte „schwül“ wurde aus dem Niederländischen übernommen im Sinn von „besonders heiß“ und jetzt eben „feuchtheiß“. Ursprünglich hieß es eigentlich *schwul*. Über die Diskriminierung von Homosexuellen ist hier nichts zu sagen. Die Frage aber ist: Wurde schon früh diskriminiert zwischen „schwül“ und „schwul“? Dass aber Schwule stets in Schwierigkeiten waren, macht plausibel, wieso man die hybride Neubildung für Schwierigkeiten und Probleme verwenden konnte. Und wenn lateinische Suffixe zu interessanten deutschen Wörtern gebracht werden, dann sagt der Etymologe: „studentische Bildung“ – auch ohne Beleg.

## Senkel

In Bayern werden die Leute ausgerichtet – ohne dass sie dabei sind, anderswo in den Senkel gestellt – ganz direkt. Dinge werden ins Lot gebracht.

„In den Senkel stellen“ ist eine Redensart, ein Phraseologismus, sagen Linguisten. Phraseologismen enthalten prägende Wörter, an denen wir sie festmachen: Ankerwörter. Oft geben sie uns Rätsel auf, oft sind sie nur hier erhalten. „Senkel“ ist das echteste der echten Ankerwörter: Es bedeutete nämlich selbst „Anker“. Von daher plausibel, das Bild mit dem Lot. Auch der Anker hängt am Seil, von daher plausibel der Schnürsenkel als

Überbleibsel all der anderen Schnürbänder für Hosen und Mieder.

Natürlich hat das Senklot oder Senkblei auch von hier seinen Namen und wenn Sie bisher gedacht haben, es hätte mit „senken“ und „versenken“ zu tun, dann liegen Sie ganz richtig. Aber jetzt kommen Sie drauf, dass auch der Senkel daher kommt, eben das, was man versenkt – senkrecht allemal.

## September

Mit diesem Wort werden Sie keine Probleme haben. Ja, Sie werden sogar Ihre Freude daran haben, weil Sie es sich für andere europäische Sprachen so gut merken können: *september, septembre, settembre* und so weiter. Woran liegt das? Wir haben es sozusagen mit einem gemeineuropäischen System zu tun. Allerdings werden Sie wissen, dass ein Septett aus sieben Musikern besteht und eine Septime auch was mit sieben zu tun hat. Der September aber ist der neunte Monat, nicht der siebte. Hat sich da jemand verzählt? Im ursprünglichen römischen Kalender gab es 10 Monate. Früh wurden zwei weitere hinzugefügt. Nachdem die einfach vorne dran gestellt wurden, geht wenigstens unsere Rechnung auf. Ab September wenigstens. Und der Rest? Bei neuen Monaten fühlte man sich frei. Ihnen gab man Götternamen. Am Jahresanfang schaut man nach vorn und nach hinten. Den Monat bekam der Janus, das ist der mit dem Januskopf – ein Gesicht vorn, eins hinten. Februus bekam den Februar. Sagt ein Hobbyforscher. Diesen Gott gab es aber gar nicht, ebenso wenig den Aprilus. Doch da man schon einmal dabei war, fand man auch für die weiteren zwei noch Überirdische, für den Mai allerdings nur eine Nymphe. So mischen sich die Benennungsmuster. Bei Nummer sieben und acht sind nun durchaus nicht die Götter



ausgegangen, vielmehr trat später noch ein Höherer ins Spiel: der Kaiser Augustus. Der hat sich dann schon mal den Namen gesichert – so modern waren die Römer – und zu Ehren des Hauptverantwortlichen für eine wichtige Kalenderreform, den man nun nicht auslassen konnte, bekam Julius Cäsar den Juli. So sehen Sie in unserem Kalender einiges an Kulturgeschichte aufgehoben. Dem Versuch der Regermanisierung im Dritten Reich mit Hartung (Januar), Hornung (Februar) und so weiter war kein Erfolg beschieden, nicht mal dem hübschen Nebelung (November).

## **Silberblick**

Warum ist der leichte Silberblick so attraktiv? Sogar von der Mona Lisa wird behauptet, es sei nicht nur ihr Lächeln, das ihre Attraktion ausmacht, sondern auch der Silberblick. In dieser Verwendung ist das Wort neu. Es wird damit erklärt, dass beim leichten Schielen mehr das Weiße des Augapfels sichtbar wird. Wieso ist das attraktiv?

Ursprünglich ging es darum, dass Silber während der Läuterung aus dem Bleifilm aufblitzte, kurze silberglänzende Augenblicke. Bei Schiller hatte das Genie eben diesen Silberblick. Irgendwie hat sich das Wissen um die Silberschmelze, die Basis der Metapher, verflüchtigt. Ein Ersatz musste her. Aber das Attraktive ist geblieben.

Wenn aber ein Wörterbuch Ihnen sagt, „Silberblick“ sei ein Synonym für „Schielen“, dann klappen Sie es schnell zu.

## **Simsalabim**

Dies ist ein interessantes Wort – oder ist es ein Satz? – für alle, die Sprache besser verstehen wollen. Es hat keine Bedeutung im

**ABRAKADABRA**  
**ABRAKADABR**  
**ABRAKADAB**  
**ABRAKADA**  
**ABRAKAD**  
**ABRAKA**  
**ABRAK**  
**ABRA**  
**ABR**  
**AB**  
**A**

klassischen Sinn, wie man sie im Wörterbuch zu umschreiben gewohnt ist. Man muss nur wissen, wie es verwendet wird. Es wird verwendet, um einen ausgesprochenen Zauber zu vollziehen, zur Wirkung zu bringen. Sollte es ursprünglich in der Herkunftssprache eine Bedeutung haben, so ist das recht gleichgültig. Das Wort ist perfekt zu verwenden, auch wenn man diese Bedeutung gar nicht kennt.

Kulturhistorisch zeugt die Herkunft aus dem Islam oder auch dem Hebräischen von den engen Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland seit dem Mittelalter. Vom Exotischen leben auch andere Zauberformeln wie Hokusfokus und Abrakadabra. Wichtig für ihren Gebrauch ist, dass man wie Gott („Es werde Licht“) durch ihr Aussprechen etwas schaffen kann. Vorbild hebräisch *abra ke dabra* = „ich werde erschaffen, wie ich sprechen werde“. Die Macht der Sprache! Der Amerikaner Ambrose Bierce hat um 1900 in seinem „Devil’s Dictionary“ einen rätselhaften

Philosophen stilisiert, der das Dreieck von oben nach unten las und verstummte und verschied, was natürlich den Nachkömmlingen allerhand zu denken und zu interpretieren gab.

Für Hokuspokus liegt die Sache etwas anders. Hier gibt es nicht nur die Zauberformel, sondern auch das Nomen: „Was soll der ganze Hokuspokus?“ Die etwas despektierliche Erklärung sagt, es gehe zurück auf das liturgische „*Hoc est corpus*“, wie es der Pfarrer bei der Wandlung spricht. Vielleicht ziehen Sie eher die Juxgeschichte vor, ein gewisser Dr. Ocus Pokus habe ein Buch über Zauberei mit wirksamen Anleitungen geschrieben.

Etwas Besonderes ist auch, dass diese Formelwörter heutzutage wohl meistens von Kindern gesprochen werden. Glauben die Erwachsenen nicht mehr an ihre Kraft und die der Sprache?

### **sintemal**

Wahrscheinlich würden die Wortretter und Retter der deutschen Sprache hierin ein bedrohtes Wort erkennen. Es findet sich tatsächlich in der niedrigsten Häufigkeitsklasse. Nur, so ganz sicher im Gebrauch des Wortes waren die Sprecher schon lange nicht mehr, selbst die Form variierte mit *sintemalen*. Ursprünglich und natürlich bei Luther und weit ins 19. Jahrhundert war es eine Nebensatzeinleitung im Sinne von „weil“. Hier Heinrich Heine – ein bisschen variiert: „Er könne die verehrte Dame nicht empfangen, sintemalen er sich eben im Bade befände.“

Dann aber – erste Verunsicherung? – als Adverb im Sinn von „seinerzeit“:

„Das interessierte viele Frauen sintemal durchaus.“ Also, tot ist das Wort überhaupt nicht. Wer es bedroht sieht, möge es kräftig verwenden, sintemalen es nur so zu retten ist. Es gibt ja genug Leute, die einen Tick haben.

## Spickzettel

Das Verb „spicken“ kennen Sie wohl: Es kommt vom Speck, mit dem Sie zum Beispiel einen Hasenrücken spicken. Dieser Bedeutungszug hat sich verflüchtigt, so kann man es jetzt auch mit Knoblauch oder Gewürznelken tun. Doch wie kommt's zu „spicken“ = „einen Spickzettel verwenden“? Haben die Schüler das früher auf Speck geschrieben, also Speckzettel verwendet? Nein, so wie man den Hasenbraten spickt, so haben sie mit dem Zettel ihr mangelhaftes Wissen gespickt.

Spickzettel verwenden vor allem Prüflinge und Schüler. Eine schwere Prüfung hat aber auch der Tormann vor sich in seiner Angst vorm Elfmeter. Darum verwendete Jens Lehmann schon mal einen, auf dem er sich die Gewohnheiten der Schützen notiert hatte.

## Spooner

Gestatten Sie mir, hiermit ein neues Wort zu vorschlagen, sogar einen Anglizismus. Wir alle sind nämlich *Spooner* – meist ohne dass es bemerkt wird. Auch Politiker *spoonern* und, da sie in der Öffentlichkeit stehen und unter Beobachtung, kursieren ihre Produkte; sie sind eben Schauspüler auf der Bühne. So lehrte uns einst Helmut Schmidt, dass auf grobe Keile auch grobe Klötze gehören, und Ulrich Klose meinte zur Opposition: Wir pfeifen nicht nach Ihrer Tanze. Verräterisch müssen *Spoonereien* nicht immer gleich sein. Angela Merkel redete – wen wohl? – so an: Lieber Roland Kotz – äh Koch. Minister Nebel wollte Migranten helfen und meinte: Hilfreich ist die deutsche Strafe. Da kann man nur stuzimmen.

Manche Arten dieser Neubildungen sind *Spoonereien* und stinguilistisch ganz gut erfasst. Helen Leuninger hat eine Reihe von

Beispielen aus dem Alltag aufgelistet, so tiefsinnige Bemerkungen wie: „Der Mensch ist doch sehr hormonisch und die Frau reizt nicht mit ihren Geizen (was nicht zu einer Schweinschangerschaft führen möge).“ Ein Wink mit dem Faulzahn?

Heimwerker können selbst *Spoonereien* (eher Spinnereien) basteln. Eine Grastelbuppe hat etwa die folgenden ausbaldowert: „Bartzitter-Schokolade – Baufensterschummel – Dissenswurst – Einlaufskiste – Fabelkernsehen – Faltweiberastnacht – Findelgeschwühl – Fintentisch – Fluppenschechte – Gelenkschaden – Hasenreizung – Hochzuckdrone – Hodenbeizung – Kotztropf – Kuseschmatze – Maschwaschine – Pöbelmacker – Rattenschiss – Schluckerzecken – Schnabelkur – Speckhoiler – Strandleicher – teesüchtig – Webelnerfer.“

Übrigens, mit Löffeln wird es der *Spooner* nicht tun. Namensgeber war ein Engländer namens Spooner, der viele aufgelistet oder vielleicht selbst produziert hat. Jedenfalls, wir kennen die wahren *Spooner* und denken: Verwahlsprechen sind doch nur Wahlversprecher!

## stibitzen

Ja, für „stehlen“ haben wir ein reiches Vokabular ausgebildet, zum Teil um die moralische Wucht etwas zu mildern: „stehlen“ für öffentlich-rechtlich, „klauen“ hart und umgangssprachlich deutlich und „stibitzen“ mehr für Kinder und kleine ungefährliche Tiere. Ähnlich haben wir es gemeinsam geschafft, beim Lügen fein zu differenzieren und zu mildern: nicht gleich lügen, eher schon mal aufschneiden, flunkern oder nicht ganz die Wahrheit sagen. (Der Blackout Kohls ist nicht mehr so modern bei Politikern.) Wenngleich moralisch fraglich, scheint sich das sozial zu bewähren. Über die Herkunft von *stipitzen* weiß man

nicht viel. Da können wir ruhig mal ein Kofferwort wagen: dialektales *stipsen* = „stehlen“ + *stīzen* = „stehlen“ > *stipīzen*.

Wenn die Elster was stibitzt oder das süße Eichhörnchen, haben wir kein Problem. Eher schon, wenn der Kormoran uns aus dem Ammersee Hecht, Zander, Schleie und Aal stibitzt. Dazu noch ein kleiner Reim von Heinrich von Kleist, den manche sich zu Bauch nehmen könnten:

„Reinecke, der fuchs, der sitzt  
lichtscheu in der erden,  
und verzehrt, was er stipitzt,  
ohne fett zu werden.“

## Stockfisch

Vielleicht mögen Sie ihn nicht, den gedörrten Kabeljau, aber da er vom Aussterben bedroht ist, müssten Sie sich auch nicht mehr so oft ekeln. Haben Sie Bilder vor Augen, wie die Fische auf den Lofoten an großen Holzgestängen, an Stöcken eben, hängen und in der salzigen Meeresluft dörren? Deshalb auch Dörrfisch oder – wenn er direkt auf den Klippen lag – Klippfisch genannt.

Seit Langem wird Stockfisch auch als Scheltwort für unempfindliche Menschen gebraucht, die möglicherweise nicht viel reden. Wenngleich die Fische bekanntlich stumm sind, rührt die Verstocktheit dieser Menschen nicht von daher. „Verstockt“ gehört vielmehr zu „stocken“. So wie einem das Blut in den Adern stocken kann, so stockt manchem der Redefluss. Dann gibt es verstockte Herzen (Luther) und verstockte Sünder. Hier stocke ich, wenn ich jetzt noch bei Stock weitermachen würde, käme die kleine Geschichte nicht zum Ende und ich würde vielleicht im Stockhaus = Gefängnis landen.

Lieber noch ein Wort zum Kabeljau. Das portugiesische Nationalgericht ist *bacalhau*, eben Stockfisch, gewässert und oft mit Kartoffeln und Sahne zubereitet – mhm, wunderbar. Eine These ist, es handele sich bei *bacalhau* um die gleiche Bildungsweise wie im Deutschen, nämlich Stockfisch nach lateinisch *baculum* = „Stab, Stock“. Attraktiver aber ist die folgende Idee: *bacalhau* spricht man *Bakeljau* – und das ist doch schön verdreht aus „Kabeljau“.

## Strohmann

Nicht umsonst steht der Strohmann gleich beim Sündenbock. Heutzutage sind Strohleute – Strohfrauen gibt es noch nicht so häufig, dafür Strohweiber – nur vorgeschoben, vorgeschoben für etwas anderes oder als ein anderer. Besonders in der Wirtschaftskriminalität können so die Drahtzieher im Hintergrund bleiben und der Verfolgung entgehen, wie etwa im Bundesliga-Wettskandal. Ein Strohmann ist eine Art nützlicher Idiot. Wo ist der Zusammenhang mit Stroh? In vielen Gegenden Deutschlands und der Welt wurden (oder werden?) Strohleute in Bräuen verbrannt. Es sind Verbrennungen *in effigie*. Das heißt: als Bild oder an einem Modell. Voodoo und andere Zauberformen vollziehen ihre Akte öfter am Modell. So mehr im Guten eines Liebeszaubers, bei dem eine Stellvertreterpuppe mit Nadeln durchbohrt wird, um die Geliebte an sich festzunageln, und mehr im Schlechten, um einen Delinquenten in Abwesenheit hinzurichten. Die Strohleute in Bräuen, echte aus Stroh gebundene, stehen für den Tod und auch mal für den Winter, der damit ausgetrieben wird. Sie bekommen böse Namen wie „Judas“. Bisweilen sollen die Untaten der Gemeindemitglieder auf sie geladen sein – ähnlich wie beim Sündenbock. Geblieben hiervon

ist diese Stellvertreterrolle. Wie ernst die Riten gemeint sind oder waren, bleibt uns verschlossen. In solchen Darstellungen ist es üblich, Leute von früher oder anderswo für dumm zu verkaufen.

## Sündenbock

Wir alle brauchen einen – wenigstens von Zeit zu Zeit. Wir suchen einen, der Schuld ist, um uns selbst zu entlasten, vor uns selbst und vor anderen. Wir Deutsche stehen da nicht allein. Auch in anderen Sprachen und Kulturen gibt es ihn. Englisch etwa *scapegoat* und italienisch *espiratorio* oder spanisch *expiratorio*, die klar aussprechen, worum es geht: Mit ihm können wir erleichtert ausatmen. Auf jeden Fall haben Idee und Wort eine verwickelte Geschichte. Biblisch geht beides zurück auf die öffentliche Austreibung des Übels, einen Ritus, in dem der Priester die Sünden auf einen Bock lädt, der dann in die Wüste geschickt wird: „... dass also der Bock alle ihre Missetat auf sich in eine Wildnis trage und er lasse ihn in die Wüste“ (3. Mose 16, 9). Alles vergessen und vergeben! Weltweit wurden auch andere Tiere verwendet. Bedenkenswert, dass es im Englischen eine Geiß (*goat*) ist, im Deutschen ein Bock. Die Sündengeiß oder Sündenziege, die mal ein englisch Inspirierter im LEO-Quassalzimmer vorgeschlagen hat, wird es in unserer geschlechtergerechten Zeit Gott sei Dank nicht mehr geben.

## Sündflut

Hat mit Sünde nicht direkt etwas zu tun. Zugrunde liegt die mittelhochdeutsche Form *sintvluot*. *Sin* bedeutet andauernd, ewig. Sie kennen vielleicht *singrün* für „immergrün“.

Der alttestamentliche Gott war seinerzeit nicht ganz zufrieden mit den Menschen, die er geschaffen hatte, und er dachte daran,



alles wieder rückgängig zu machen oder zumindest nachzubessern. Doch letztlich tat ihm der fromme Noah leid, so wollte er ihn verschonen. Darum sprach er zu ihm: „Mach dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn mit Pech innen und außen.“ Denn Gott wollte eine große Sintflut kommen lassen und er ließ sie kommen. Sie dauerte allerdings nur 40 Tage, was darauf hindeutete, dass das mit der ewigen Flut doch nicht so gemeint war – vielleicht nur gesagt. Auf jeden Fall: Der große Kasten war lateinisch *arca* und wurde zu deutsch „Arche“, das war jedoch eher ein Name als ein Wort, wenngleich es heutzutage gern für Kindertagesstätten – in Angst vor der großen Flut draußen – verwendet wird.

Schon im späteren Mittelalter brachte Heinrich Frauenlob *sintvluot* mit menschlichen Sünden in Zusammenhang. Das war ja als Strafe ganz plausibel. Die Lebenshaltung „Nach mir die Sintflut“ ist viel jünger, aber verhängnisvoll.

## Tacheles

Kein freies Wort, sondern gebunden in der Redensart „Tacheles mit jemand reden“. Eigentlich im Deutschen ziemlich jung. Soll aus dem Jiddischen kommen: *tachles* = „Ziel, Zweck“. Bei uns jetzt aber „offen und unverblümt reden“ über etwas, was vorher nicht so offen angesprochen wurde. Oder besser noch „ein ernstes Wort und Klartext mit jemandem reden“.

Beim Sprachenlernen sind solche Idiome oder Redewendungen sehr auffällig und viele möchten gern in der Zielsprache so idiomatisch reden wie in der eigenen. Aber gleichwertige Idiome in verschiedenen Sprachen, das würde geradezu der Definition widersprechen, denn in „Idiom“ steckt wie in „Idiot“ gerade das Eigene, Eigenartige, das Idiosynkratische. Wenn fürs

Amerikanische als gleichwertiger Ausdruck *to talk turkey* angeboten wird, dann muss man wissen, dass dies vor allem im Geschäftlichen verwendet wird. Man will zu den harten Geschäftszahlen kommen. Wenn fürs Französische als Äquivalent *revenons à nos moutons* genannt wird, so muss man wissen, dass hier mehr der Aspekt „auf das Eigentliche zurückkommen“ eine Rolle spielt. Sprachen sind hochkomplexe Gebilde. Denken Sie an die Frage: Wie lang ist die Küste Englands? Wenn Sie die Küste auf einer Karte mit großem Maßstab (großer oder kleiner Maßstab ist so klar nicht – aber Sie verstehen schon) abfahren, bekommen Sie eine bestimmte Länge. Nehmen Sie einen kleineren Maßstab, wird sie länger. Fahren sie mit dem Radel entlang, wird sie noch länger. Nehmen Sie schließlich ein Metermaß und messen ganz genau, dann ... Wie lang ist sie also?

## Tapet

Ja, die Tapete schon. Aber das Tapet? Was bringen wir hiermit denn drauf? Das Tapet ist schon was Ähnliches wie die Tapete, nur statt die Wand zu beziehen, wurde ein Verhandlungstisch, ähnlich wie ein Billardtisch, mit grünem Tuch bezogen. Und das stand dann *pars pro toto* (der Teil für das Ganze) – wie der „kluge Kopf“ für einen ganzen Menschen – für den Verhandlungstisch. Was man da drauf brachte, wurde also verhandelt. Manch einer, der davon nichts wusste, hat wohl gedacht, dass man hier besondere Kunststücke vollbringt – was ja bei manchen Verhandlungen durchaus stimmen mag –, und schon war er beim Zirkus und den Hochseilartisten und dem, was die alles auf dem Trapez brachten. Also aufs Trapez bringen. Auch nicht schlecht! Aber nicht unbedingt empfehlenswert.

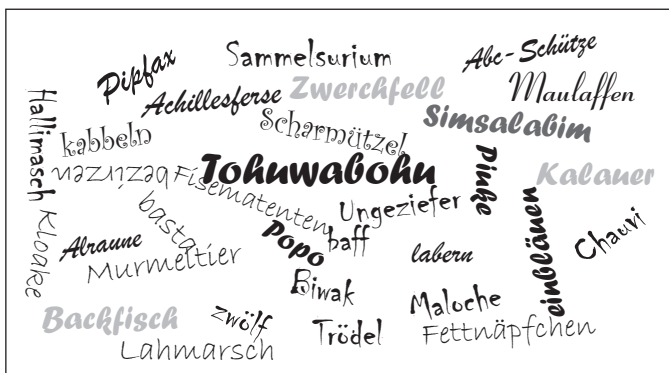
## Techtelmechtel

Hatten Sie schon mal eins? Hoffentlich, dann wissen Sie, wie schön es ist. So schön, wie es klingt: das schmeichelnde *-el* am Schluss, die eingängige Doppelung – und ohne Bedeutung die Teile. Die Doppelung folgt dem Schickimicki-Prinzip ganz wie ein vermutetes Vorbild im Italienischen, *tecomeco*, das aber nun leider in seiner Verwendung gar nicht passt und eher Leute bezeichnet, die schlecht über andere reden.

Wenn ein Wort genügend lang ist und wie eine Zusammensetzung erscheint, startet unsere Phantasie und die der Herkunftsforscher. Wir alle sind Sinnsucher, ohne diesen Impetus könnten wir keinen erkennen, besonders keinen neuen und darum keine Sprache lernen. So haben wir auch hier kein Problem, von der Verwendung für „Verhältnis“ zu übertragen auf den Part des Verhältnisses, ganz wie beim Flirt die Person, mit der man flirtet, auch zum Flirt wird. Wer nach mehr sucht, der kann einen Zusammenhang mit *tacheles* sehen, das eher mit lautem Sprechen zu tun hat, unseres im Gegensatz eher mit Flüstern. Aber sprechen ist auch in Liebesdingen stets angebracht – wenigstens zeitweise.

## Tinnef

Auch schon mal „Tüneff“ oder ähnlich, eins der undurchsichtigen Wörter für Krimskram (oder Krimskrams – was ist besser?), besonders für „schlechte Ware“, also wie „Trödel“ auf den Markt bezogen. Früher wohl im Jiddischen noch schärfer auch „Schund und Scheiße“. Heutzutage aber vor allem glitzernd und wohl als Blendwerk verstanden. In diesem Bereich gibt es noch ein paar schöne Wörter, „Geraffel“, „Glump“ und „Klumpatsch“ etwa. Alles, was Messis mit umziehen müssen, weil sie nicht davon loskommen.



## Tohuwabohu

Klingt irgendwie nach Indianer. Nach dem hebräischen Ausdruck *tohu wa-bohu*. Ein wüstes Durcheinander, das besonders in Kinderzimmern auftreten soll. Irgendwie doch klangmalerisch. Luther übersetzte das Tohuwabohu auf der Erde seinerzeit mit „wüst und leer“.

## Tollpatsch

Viele werden denken, der Tölpel komme von „toll“ (hoffentlich schreiben sie es nicht so). Noch naheliegender wäre das bei „Tollpatsch“. Und sicher hat diese Idee auch hineingefunkt in den ungarischen *talpas*, den Breitfuß, der so breitfüßig daherkommt. Verbreitet wurde das Wort als Spottname für und mit ungarischen Fußsoldaten. Ja, wer so breitfüßig (wegen der großen Schlappen?) daherkommt, wirkt schon tolpatschig. Oder doch tollpatschig?

Das Wort „toll“ hat nun eine viel tollere Geschichte, deren Bandbreite wir als kompetente Sprecher noch draufhaben. Ursprüng-

lich hieß es eher „verrückt“ und war schon recht emotional. Sie kennen es aus „Tollhaus“ und „mannstoll“. Von daher scheint es einen ebenen Weg zu geben zu einem Steigerungswort: „Das war ein tolles Gefühl!“ Diesen Weg sind auch andere Wörter gegangen, etwa wahnsinnig klug oder irre gut, das wohl jugendsprachlich war und demgemäß heute von älteren Leuten verwendet wird. Vielleicht auch von hochkompetenten Sprechern, die das simulieren.

## Tölpel

Ursprünglich war dies der *dörper*, der vom Dorf kam. Es war eben einer, der sich in der besseren Gesellschaft nicht richtig, nur ungelenkt bewegen konnte, übrigens wie der Vogel, der seinen Namen nach seinem ungelenkten Gang trägt. Zum Tölpel wurde der Dörfler erst mal rein phonetisch, vor allem weil die sogenannten Gleitlaute *l* und *r* historisch oft wechseln. Sie liegen eben nahe beieinander – wie wir auch bei chinesischen Deutschlernern sehen, etwa wenn einer bei der Polizei angerufen haben soll: „Hallo, bitte kommen Sie. Auf dem Bahndamm liegt ein Gleis.“ Das Zerrbild des Tölpels wurde geschaffen in der Abgrenzung zum Höfischen, zum Höflichen eben. Damit war nun nicht unbedingt die Höflichkeit des Herzens gemeint, sondern Etikette und Umgangsformen, die man lernte und trainierte, damit jeder gleich sehen konnte, ob man dazugehört. Immer wieder Knigge. So als möchten wir alle Adlige werden.

## tougen

Ein deutsches Wort? Vielleicht kennen Sie es nicht. Es ist ein untergegangenes Wort – wie manche sagen. Wann aber hat das Deutsche angefangen? Das kann man so genau nicht sagen. „Um

800“ wurde festgelegt. Und was war vorher? Auch Sprache. Aus dem Nichts entsteht keine Sprache. Sprachliche Entwicklung ist ein Kontinuum, es kann allerdings – wie jetzt leider so oft – mit dem Sterben enden.

*Tougen* hieß so viel wie „heimlich“. Im Minnesang war es systemrelevant. Ein Anonymus hat uns das Typische in „Minnesangs Frühling“ hinterlassen:

*„Tougen minne diu ist guot,  
sî chan geben hôhen muot.“*

Man könnte ja nun spekulieren, heimliche Liebe sei heute nicht mehr so in und dies habe das Wort infiziert oder angekränkt. Eher nicht. Denn auch heute noch soll sie vorkommen, vor allem in Poesiealben:

„Kein Feuer, keine Kohle  
kann brennen so heiß  
als heimliche Liebe,  
von der niemand nichts weiß.“

Die Betrachtungsweise, Wörter könnten untergehen, ist kurzsichtig. Manche sind vielleicht ganz weg, viele aber sind aufgehoben im unendlichen Text, der eine Sprache bildet. Wir müssen eben nur weit genug schauen.

Ja, sogar hier sehen Sie, dass das Wort lebt. Dreimal. Was aber „selten verwendet“ heißen soll, ist so klar nicht. Selbst in rezentester Zeit werden Wörter sehr, sehr unterschiedlich häufig gebraucht: *der* wenigstens hundert Millionen mal häufiger als *Liebe*.

## Trödel

Trödel, Tand und Tinnel ist eine Art Dreieinigkeit. Trödel gab es seit eh und je auf dem Trödelmarkt, der schon im Mittelhoch-

deutschen als *tre(n)delmarket* existierte und auf dem der Trödler seine Ware feilbot. Woher der und das Wort stammen, weiß man so genau nicht. Der Trödler allerdings ist jetzt mehr oder weniger aus dem Geschäft. Dafür trifft man ihn überall, besonders im Straßenverkehr, wo er (oder sie?) unsere Zeit vertrödelt und auf die Raser schimpft.

## Trumm

Ein bemerkenswertes Wort. Im Singular kaum gebräuchlich. Vielleicht kennen Sie „ein Mordstrumm“, etwa für einen riesigen Geländewagen oder einen Felsbrocken. Es sei insbesondere bairisch. Der Plural hingegen ist ganz geläufig und war wohl noch präsenter nach dem Krieg, als Europa und mit ihm Deutschland in Trümmern lag. Die Trümmerfrauen von damals, die den größten Anteil an den Aufräumarbeiten hatten, sind immer wieder hervorgehoben und geehrt worden. Wie so oft räumen die Frauen auf – nach den Männern.

## tschüüü

Sagt ein besonders Süßer – oder einer, der als einer gelten möchte. „Tschüss“ klingt eher streng. Gern würde ich verschiedene Intonationen vorsprechen und Ihnen in den Ohren klingen lassen. Da hört man, wie vielfältig so ein Wörtchen gesprochen wird, und sieht die Sprecher vor dem inneren Auge. Die Möglichkeiten sind aber viel vielfältiger, vor allem je nach Situation und Adressat. Normalerweise ist eine gewisse Vertraulichkeit signalisiert und ein Abschied. Wir sind aber so helle, dass wir einiges mehr machen und verstehen können. Kommt einer zur Tür rein und ich sag „tschüs“, dann wird er vielleicht verstehen, dass ich ihn wieder raushaben will.

Die kleinen Grüße sind ein Fall für sich. Tschüs ist adieu, dialektal *adschö* oder *tschee* und das hieß eben „Gott befohlen“. Es lebt in vielen Formen und Verwendungen in anderen europäischen Sprachen: *Adios* im Spanischen, *adeu* im Katalanischen und *ciao* im Italienischen. Unsere Entlehnung ist für den Abschied gedacht, im Italienischen kann es auch als Begrüßung gelten. Was Besonderes haben wieder die Bayern, wenn sie sagen *Pfüadi* und nicht so genau wissen, wie sie es schreiben sollen. Wer es entschlüsseln will, stößt auf ein Gemenge. Dies sollte *b'hüadi* = „behüte dich“ gewesen sein und für mehrere Adressaten auch *Pfüadeich*. Ist das nicht etwas entstellt? Ganz zu schweigen von *Pfüadseich* mit dem parasitären *s*, das vielen Neubayern so typisch bayrisch vorkommt, aber eigentlich mit dem *eich* konkurriert. Denn es war das alte *ös*, mit dem man zwei ansprach und *eich* eben für mehr als zwei. Da ist aber noch ein Konkurrent: *G'füadi* für *Gott führ di*. Hat er dem *Pfüadi* das *f* geliefert? Alles Bastarde! Sprache kennt keine Hemmungen.

## Ungeziefer

*Un-* ist ein vorangestelltes Wortbildungselement. Aktiv ist es bei Adjektiven, es bildet das Gegenteil: heilbar – unheilbar, wahr – unwahr. Öfter gibt es uns Rätsel auf. Wir wissen in etwa, was man mit „unwirsch“ sagt, aber *wirsch*? Eine Untiefe ist ja eine besondere Tiefe (mal besonders tief, mal eher seicht), ebenso wie Unwetter ja auch Wetter ist, nur besonders schlechtes eben. In diese Reihe gehören dann auch „Unmensch“ und „Ungelegenheit“, Letzteres aber wie „unheimlich“ doch schon mit selbstständiger Bedeutung. Noch eigenständiger sind Wörter, bei denen wir das Grundwort nicht mehr verwenden. „Ungeheuer“ und *Geheuer*, „Unhold“ und *Hold*, „Ungetüm“ und *Getüm*, „Unbill“ und



*Bill?* Hierzu gehört auch das *Geziefer*, das es tatsächlich gab. Es handelte sich um alles Getier, was geopfert werden konnte. Nachdem keine Tieropfer mehr gebracht wurden, hätte man vielleicht die Essbarkeit an deren Stelle setzen können. Doch man brauchte die Unterscheidung offenbar nicht mehr. Bleibt nur noch das Ungeziefer, das wir allerdings neu und nach anderen Kriterien definiert haben. Irgendwie soll auch „Unwort“ hierher gehören. Aber was für ein Wort? Ein Wort, das der Unhold spricht. Irgendwas Schlechtes ist damit verbunden. Aber Wörter sind immer unschuldig. Schuldig werden höchstens Sprecher. Unwörter und ihr ernsthafter Gebrauch zeigen uns, wer spricht. Denken Sie immer an Sokrates: „Sprich, dass ich dich sehe!“

### **verballhornen**

Etwas „zum Ballhorn“ machen oder etwas „nach Art des Ballhorn“ machen. Was aber ist ein Ballhorn? Wissende fragen eher: Wer aber ist Ballhorn? Der Ballhorn soll aktenkundig sein, es drehe sich um Johann Ballhorn, einen Buchdrucker aus Soest. Dieser Buchdrucker war eigentlich angesehen. Irgendwann hat irgendwer – vielleicht ein Konkurrent – ihm offenbar so grausame Druckfehler nachgesagt (oder nachgewiesen?), dass es von der anfänglichen Verwendung von *verballhornen* = „als Buch drucken“ zum jetzigen „etwas entstellen“ oder gar „versauen“ kam. Leider erkennen wir im Medienzeitalter nicht immer leicht, wo wir es mit Verballhornungen zu tun haben. Wir haben keine Wahrheit zum Vergleich.

### **verhunzen**

Tatsächlich, es ist *verhunsen*. So kann auch die Rechtschreibung unser Verständnis nicht verhunzen, wo doch gerade in Sprach-

dingen Verhunzung an der Tagesordnung scheint. Schon Arthur Schopenhauer in seinem bekannten Traktat: „Seht daher, wie sie schwelgen in der Sprachverhunzung, diese edeln Söhne der Jetztzeit.“ Wie aber verschandelt man eine Sprache? Das schafft auf jeden Fall keiner allein. Es mag Ausgangspunkte geben und nicht nur Männer, wie Schopenhauer selbstverständlich annahm. War es aus der Luft gegriffen, dass „verhunzigern“ 2002 in der Liste der Wörter des Jahres auftauchte? Damals hing es mit einem Mann zusammen, der irgendwas angestellt hatte. Jetzt könnte es auch in einen anderen Zusammenhang passen. Da hätte sich der Sinn des Wortes geändert, nicht aber seine Bedeutung. Denn nach wie vor heißt es: etwas machen wie Hunziger. Probieren Sie das mal, falls Sie eine Frau sind.

## **verrecken**

Das Wort steht hier als ein Vertreter eines riesigen Wortfelds. Für „sterben“ hat das Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität Graz seinerzeit über 600 Ausdrucksweisen ermittelt. Unser Stichwort war ursprünglich nicht derart brutal gedacht. Es war eher eine Verhüllung, weil es nur sagte, dass jemand die Glieder ausstreckte (das einfache Verb haben wir noch in „recken“). Hüllwörter sind hier verständlicherweise an der Tagesordnung. Denn der Tod war schon immer ein Tabuthema. Auch das Normalwort „sterben“ beruht auf Verhüllung. Es bedeutete „starr werden“, ist also einer dem Verrecken ähnlichen Auffassung verpflichtet. Tabus rufen auch Enttabuisierer auf den Plan. Das gibt uns Gelegenheit, noch einige zu erwähnen:

- Der Turner verreckt.
- Der Anwalt steht vor dem Jüngsten Gericht.
- Der Autohändler kommt unter die Räder.

- Den Elektriker trifft der Schlag.
- Der Fechter springt über die Klinge.
- Der Förster geht in die ewigen Jagdgründe ein.
- Der Gärtner beißt ins Gras.
- Der Gemüsehändler schaut sich die Radieschen von unten an.
- Der Kellner gibt den Löffel ab.
- Der Maurer springt von der Schippe.
- Der Optiker schließt für immer die Augen.
- Der Pfarrer segnet das Zeitliche.
- Der Religiöse muss dran glauben.
- Der Zahnarzt hinterlässt eine schmerzliche Lücke.
- Die Putzfrau kehrt nie wieder.
- Der Spanner ist endlich weg vom Fenster.

## Verwelkwissen

Wir leben in einer Wissensgesellschaft, sagt man. Was heißt das? Da schauen wir ausnahmsweise mal in „Wikipedia“: „Der Begriff Wissensgesellschaft bezeichnet eine Gesellschaftsformation in hoch entwickelten Ländern, in der individuelles und kollektives Wissen und seine Organisation vermehrt zur Grundlage des sozialen und ökonomischen Zusammenlebens wird (sic!). Grundsätzlich jedoch baut jedes gesellschaftliche System auf Wissen auf.“

Ja, der Nachsatz klingt schön informativ. Und wo liegt die Differenz? „Unwissenheit ist Stärke“, lautet ein Parteislogan in Orwells „1984“ und in der Science-Fiction wurde gar die Wissenschaft der *Ignorantik* geschaffen. Das ist nun wirklich nicht rein ironisch gemeint. Das kollektive Wissen verdopple sich alle 10 Jahre, heißt es. Wer das wohl rausbekommen hat! Und wie? Was bedeutet das für das Individuum? Ist unser Gedächtnis nicht beschränkt? Ist

es wie ein Fass, das ab und an mal überläuft? Oder ist es ein Sieb, aus dem ständig was durchläuft? Wie groß sind meine Löcher? Und wie sind sie angeordnet? Auf jeden Fall weiß ich nicht so viel, wie ich nicht weiß.

Das Verwelkwissen wächst beim Individuum (wenngleich auch viel kollektives Wissen tatsächlich verwelkt). Es benötigt die grundsätzliche Fähigkeit und Bereitschaft, das einmal in der Ausbildung oder im Studium erlernte Wissen immer wieder aufzufrischen, weil es so schnell verwelkt. Wo es dann allerdings hingehet, wissen wir nicht. Ist die Idee, dass es zu nichts mehr taugt? Alles alter Käse! Nichts gegen ständige Weiterbildung und lebenslanges Lernen. Aber die optimistische, idealistische Fassung macht uns nicht bewusst, dass wir ständig handeln und entscheiden ohne genügend Wissen. Und für die Folgen unseres Handelns haben wir nur Hoffnung. Die *conditio humana*, die Bedingung menschlichen Seins, ist: Handeln unter dem Schleier der Unwissenheit. Lassen Sie uns trotzdem danach streben, unsere Lücken im Nichtwissen weiter zu füllen.

## Vielfraß

Wir alle wissen, worum es hier geht. Aber ist es nicht verwunderlich, dass dieses Wort recht alt ist? Doch wenn die Leute arm sind und Hunger leiden, dann ist der Vielfraß noch auffälliger als heutzutage. Im Althochdeutschen ist das Wort schon als Bezeichnung der Hyäne bekannt, zwischenzeitlich tauchte es dann für einen Marder auf, der im Norwegischen *fjeldfross* (eigentlich „Bergkater“) hieß, aber mit dem existierenden Vielfraß gekreuzt und so böse herabgesetzt wurde. Im Grunde haben wir es immer zu tun mit einem, der viel frisst, egal ob Mensch oder Tier. Es handelt sich nicht um eine feste Bezeichnung. Darum steht jeder

in der Gefahr, zum Vielfraß zu werden und auch zum Vielsoff. Völlerei war und ist übrigens eine Todsünde und in der Übersetzung der Nikomachischen Ethik des Aristoteles heißt es schon entsprechend lehrreich: „Jedes Beliebige unterschiedslos essen und trinken bis zur Überfüllung heißt das natürliche Maß durch die Menge überschreiten, da die natürliche Begierde nur auf Ausfüllung des Mangels geht. Darum heißt ein solcher Mensch ein Vielfraß, weil er sich über Gebühr anfüllt. In diese Art Ausschreitung verfallen überaus knechtische und niedrige Naturen.“ Vom vielen Essen kommt die moderne Fettleibigkeit nicht – sagen die Obesen.

### **vierschrotig**

Einer von echtem Schrot und Korn. Das wäre hohes Lob auf ein echtes Mannsbild. Aber ein vierschrotiger Kerl? Den gibt es schon lange, schon im Mittelalter, grob und klotzig, so breit wie hoch. Und doch können wir beide zusammenbringen. Schrot war und ist bekanntlich grob zerkleinertes Korn. Es hat ein Janusgesicht. Sieht man es gegenüber dem Mehl, dann ist es grob und – weil gehackt – eben eckig. Ein viereckiger Kerl ist vierschrotig. Sieht man aber den Schrot zusammen mit dem Korn gegenüber der Kleie, dann ist er das Körnige, Kernige, das Gute eben. Da haben wir etwas von echtem Schrot und Korn. Dass *schrötig* nicht allein vorkommt, bedrückt manche Linguisten. Es ist aber normal. Sie könnten es jetzt gleich verwenden.

Vielleicht noch zu bemerken, dass zwischendurch „vierschrotig“ auch von der Gestalt übertragen wurde auf Charakter, Gesinnung, Verstand und Gefühl. So machen wir das, wir schließen von einem gedeuteten Außen auf das Innen. Naiv glauben wir,

wir würden die Verbrecher an ihrem Äußeren erkennen. Also Vorsicht mit der Zuschreibung von „vierschrötig“!

Übrigens, Schrott ist auch nichts anderes als Schrot. Eben nur aus Metall gemacht.

## **virtuell**

Ein gemeineuropäisches Musterwort und heutzutage in aller Munde. Virtuell ist das Gegenteil von real. Das ist zwar jetzt sehr modern und produktiv, aber eher eine etwas besinnlich traurige Geschichte. Zuerst einmal muss ich gestehen, dass im Vorderteil das lateinische *vir* = „Mann“ drinsteckt. Und von dem hinwiederum abgeleitet das Hochwort *virtus*, das so viel wie „Tugend“ heißt, ursprünglich „Mannhaftigkeit“. Da sieht man, wie Generalisierung auch was Gutes haben kann. Denn gegen Mannhaftigkeit wird manche mehr haben als gegen Tugend. Dann aber sehen wir das Auf und Ab des Wörterlebens: Eben noch Hochwort und dann abgeleitet zu „virtuell“ und nur noch scheinbar. Aber selbst das konnte wieder aufsteigen und Karriere machen.

## **Visa**

Über Jahrhunderte gab es in Deutschland genügend klassisch Gebildete, die im Gefühl hatten, dass „Visa“ die Mehrzahl von „Visum“ ist, und vielleicht sogar wussten, dass „Visum“ „das Gesehene“ heißt, obwohl man es eigentlich immer schon vorzeigen musste. Jetzt aber gibt es ein Sprachproblem. Der „Spiegel“ kümmernte sich seinerzeit noch um den Plural von „Visum“, der sowohl „Visa“ als auch „Visen“ (igitt!) heißen könne. Jetzt aber können Sie schon mal hören „Hast du schon Visa?“, wobei nicht die Kreditkarte gemeint ist, sondern – mit schamhaft unterdrücktem Arti-

kel – ein Singular. Auch den neuen Plural gibt es schon. Denn wir brauchen alle mal „Visas“, vor allem weil die in den USA so heißen. Erliegen wir auch hier einem Internationalismus? Joschka Fischer habe, so wird berichtet, im Untersuchungsausschuss zum Missbrauch bei der Vergabe von Visa öfter von „Visas“ gesprochen. Und eigentlich gibt es auch den neuen Singular, nur versteckt in Zusammensetzungen. Wie immer „Visa-Angelegenheiten“ und „Visabeschränkungen“, aber schon auf der Grenze die „Visa-Erteilung“. Wenn es aber heißt: „20 Dollar Visagebühr“, wie viel Stück bekommt man da?

Die Grundtendenz ist allgegenwärtig. Deshalb hören wir Linguisten auch öfter von Kasi und Genusse, glücklicherweise nicht von Geni. Da ist das Genie zu nahe. Wer Kasi sagt, zeigt schon Bildung und Vorbilder. Von *Kakti* habe ich noch keinen reden hören. Das kann man ja rein deutsch mit *Kaktusse* machen. Einen Journalisten lese ich über *Internas* berichten. Wie schlimm das alles ist, weiß ich nicht. Irgendwie ist es normales Sprachlernen und normale Sprachentwicklung. Also nicht zweifeln!

## **weismachen**

Sie würden das Wort gewiss an der richtigen Stelle im Wörterbuch suchen. Zwar gibt es sicherlich auch Weißmacher wie Persil und bestimmte Leute, Reinwäscher sozusagen. Aber die Weismacher sind aus einer anderen Linie. Wenn man es richtig schreibt, kommt man auch drauf: Es sind eben Leute, die weise machen. Dies ist allerdings etwas abgesunken. Denn die, die einem was weismachen, machen einen gerade nicht weise. Sie verdummbbeutel einen eher. Goethe hat damit in einem Zweizeiler gespielt:

„Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben.

Gar manches hat er euch weisgemacht ...“

Wie ist eine so traurige Entwicklung möglich? Von der Kardinaltugend zur Irreführung. Hat doch „weiß“ hineingespielt? Und war es so gedacht, dass man jemanden unwissend machte?

Übrigens, „naseweis“ und „Naseweis“ gehören in die Nähe. Auch hier steckt *weise* drin, allerdings in der früheren allgemeineren Bedeutung, von Jagdhunden gesagt, die mit feiner Nase begabt waren. Jetzt aber nur noch für Vorwitzige, die ihre Nase überall reinstecken. Was man mit der Nase alles machen kann!

## Wendehals

Wenn man heutzutage recherchiert, stößt man kaum noch auf jenen Vogel Wendehals, der seinen Kopf um 180 Grad drehen kann. Die übertragene Bedeutung dominiert. Aber schon dieses Wort folgte einem üblichen sprachlichen Verfahren, nach dem wir irgendetwas Auffälliges als Benennung des Trägers verwenden. So auch in der – jetzt als Wort des Jahres – häufigen, übertragenen Verwendung, die sozusagen aufgeladen wurde durch die Wende: eine Erscheinung, die in der Politik öfter beansprucht wurde und wird, so etwa nach 1945 und beispielsweise von Helmut Kohl, der ja schon 1980 eine moralische Wende herbeizuführen versprach, was er vielleicht auch vollbracht hat (in welche Richtung?), die aber im Moment eher Eigennamencharakter angenommen hat für ebenjene Wende 1989, die letztlich zur deutschen Einheit führte. Die hierzu gehörigen Wendehälse waren und sind benennbar. Es sind Politiker, die vor wie nach der Wende systemkonform waren. Für die seinerzeit entnazifizierten Systemkonformen wählte man dieses Wort noch nicht, wenngleich man auch bei ihnen sagen



könnte, dass sie sich treu blieben und nur das System sich geändert hatte.

Wenn wir Menschen alle Wendehälse hätten, dann könnten wir Rundumschau halten, dann würde nicht so viel hinter unserem Rücken passieren.

## Werwolf

Eine mythische Gestalt, halb Mann, halb Wolf. Althochdeutsch *wer* hieß „Mann“ (urverwandt mit lateinisch *vir*). Es steckt sogar in „Welt“, das wir zusammenschrumpfen ließen aus *werolt*, damit eine gewisse Gender-Treue einkehrte. Der Werwolf lebte sogar in Vornamen. Vielleicht hatte das Ganze einen Hintergrund, als die Urzeitmänner sich zum Jagen das Wolfsfell umlegten, um sich dessen Stärke anzueignen. Später ging die Mär, die Männer würden sich verwandeln, um Vieh zu töten und Menschen anzufallen. Besonders junge Frauen waren nach ihrem Geschmack.

Und danach wurden – wie bei den Frauen die Hexen, weniger beachtet bei Männern – Werwölfe hingerichtet. Bald schienen alle tot, bis die Nazis sie wiedererweckten in jener ominösen Truppe, die im Rücken des Feindes den Krieg nach der Niederlage fortführen sollte. Dachte man an Wehrwölfe?

Wenngleich entdeckt wurde, dass manche Männer ein schlummerndes Gen aus grauer Vorzeit besitzen, das den frühmenschlichen Fellhaarwuchs auslöst (das Werwolfsyndrom), weiß man jetzt, das alles hat viel mit Einbildung zu tun und tritt gar als Geisteskrankheit auf: 1987 wurde Bill Ramsey, ein Bauunternehmer aus Essex, wie ein wildes Tier knurrend und jaulend aufgefunden. Seine Anfälle traten bereits im Alter von neun Jahren auf. Da zerbiss er mit den Zähnen einen Drahtzaun. Angeblich entwickelte Ramsey während seiner Anfälle eine übermenschliche

Kraft. Einmal habe er acht Polizisten wie Konfetti in die Luft geschleudert.

Ringelmatz hat ein Geheimnis des Werwolfs gelöst, indem er ihn beugte: der Werwolf, des Weswolfs und so weiter.

### **Wischiwaschi**

Wischen und waschen passt doch gut zusammen. Aber zur Bedeutung „wertloses Geschwätz“ kommt man da nicht. Der Linguist Herrmann Paul hat schon darauf hingewiesen, dass das Wort einem Vokalwechsel folgt, den wir bei vielen lautmalenden Wörtern finden: „Singsang“, „Mischmasch“. Das führt aber nicht zu weiterer Klärung. Wahrscheinlich war es so: Im ersten Teil steckt der „Wisch“, den wir für einen wertlosen Zettel ansehen, und im zweiten Teil ein altes *waschen*, das noch überlebt in „Gewäsch“, was ebenso viel heißt wie „nutzloses Gerede oder Geschwätz“. Das nun passt sehr gut: Wischiwaschi ist ein wertloses Gerede, oft ein bisschen ideologisch und schwammig. Hätten Sie gedacht, dass schon Heinrich Heine das Wort verwendet? „Herr Cousin hat sehr viel geistreiches Wischiwaschi, aber keine deutsche Philosophie vorgetragen.“

Überraschend auch, dass angenommen wird, man hätte in Lessing den Wortschöpfer identifiziert? Wer ein Wort als Erster verwendet hat, das kriegt man nicht raus. Offenbar haben die Menschen es gern, wenn sie etwas einer bekannten Person zuschreiben. Brauchen sie Helden oder können sie es so besser behalten? Was behalten sie dann?

### **wohlfeil**

Im Bereich des Warenangebots und der Preise tut sich ständig was, auch sprachlich. Hier ist hohe Attraktivität gefragt. Darum

lassen sich Anbieter auch immer wieder Neues einfallen. Die Kehrseite ist, dass durch das neue Attraktive das Alte sich verschlechtert. Das Wort „billig“ hat diese Tendenz schon angekränkelt. Anfangs war es ein Bewerwort aus der Rechtssprache, man spürt das noch in der Wendung „recht und billig“, kurz: angemessen. Da aber setzt die Verbraucherdenke und Erfahrung an: Wenn etwas so billig ist, dann kann es nicht viel sein. So kommt es zu billigen Effekten, billigen Ausreden und billigen Scherzen. „Wohlfeil“ ist eigentlich hier das ältere Wort, führt aber jetzt eher ein Nischendasein und wurde vom Schicksal noch stärker gebeutelt. Obwohl es so schön klingt, finden wir es fast ausschließlich in abwertenden Zusammenhängen: wohlfeile Ratschläge und Versprechungen werden leicht gegeben, taugen aber nicht viel. Übrigens, den Wortteil *feil* haben wir auch noch selbstständig, besonders in der Redensart „Nun halt keine Maulaffen feil“, wenn einer nur so rumsteht und nichts tut, aber was tun soll. Mir fällt da gleich mauloffen und gaffen ein. Was aber sind Maulaffen? Und wie kommen sie ins Spiel? „*Ein Mann, der dem das Maul aufsperrt steht, nennen wir deutsch ein Maulaffen*“, finden wir in alter Quelle.

Zum Maulaffenfeilhalten finden Sie diese Geschichte: Ärmere Leute haben früher mit Kienspänen Feuer und Licht gemacht. Beim Verkauf der billigen Späne steckten die oft in Halterungen, die als Affenköpfe stilisiert waren. Im offenen Maul steckte der Span. Wer so mit offenem Maul staunend rumsteht, der sieht so aus, als wolle er die Kienspäne aus den Affenmäulern verkaufen.

## Wollust

„Wollust“ und „wollüstig“ könnten wir nach neuer Rechtschreibung mit drei *l* schreiben. Oder bringen Sie es nicht mit wollen

(und vielleicht nicht können) zusammen? Aber so, wie es da steht, ist es historisch schon korrekt. Es ist eigentlich *Wohl-Lust*. Und interessanterweise war das früher eher passiv gedacht: Je nachdem, was von außen auf einen zukommt, entsteht Wohlgefallen. Mit der Spezialisierung auf Sexuelles kamen immer mehr Wille und Trieb ins Spiel und damit vermutlich auch ein Bezug zu „wollen“. Vor allem kam die Wollust so in die Gesellschaft der Todsünden: Völlerei, Zorn, Hochmut und Neid. Attraktiv bleibt sie doch! Nicht nur zur Befriedigung der Strickerinnen, die ihre Wollust ausleben.

### **xy – ungelöst?**

Hier bitte zur Abwechslung ein Wortsteckbrief für Sie:

Teilweise besonders bekannt geworden in der zaristischen Reitertruppe

Ein Gebäck mit Sahnehäubchen

Berühmt durch einen Film

Kann auch anzüglich verstanden werden

Von einer Kopfbedeckung übertragen

Kennen Sie das Wort?

### **zappenduster**

Eine Erklärung könnte sein, dass es auf den Zapfenstreich zurückgeht. Das war der Schlag eines Offiziers auf den Zapfhahn, um dem Wirt und den Soldaten das Ende des Ausschanks anzuzeigen. Dies dürfte zu vorgerückter Stunde passiert sein, zumindest dürfte es schon dunkel, eben zappenduster, gewesen sein. Wem diese Erklärung zu weit hergeholt scheint oder etwas pessimistisch, der kann sich auch denken, dass der Ausschank eröffnet wurde mit einem Streich (oder Streicheln?) auf den Zapf-

hahn. Dem könnte es egal sein, wie der Zapfenstreich zu dem negativen Anklang kommt. Später wurde der Zapfenstreich sozusagen entalkoholisiert und jetzt groß auf der Trompete geblasen.

Hingegen sagt Kluges Wörterbuch, dass „zappenduster“ vermutlich auf das rotwelsche *zofon* = „Mitternacht“ zurückgeht. Das heißt, es ist einfach mitternachtsdunkel. Natürlich wird das Wort auch übertragen verwendet: *„Von do an, dat ech verhirod ben, es et zappeduster.“* Was das wohl meint?

## Zinnober

Eigentlich ist Zinnober ein hellrotes Mineral, das schon von den Griechen zum Färben benutzt wurde. Von daher auch „zinnoberrot“, das die Griechen mit Drachenblut in Verbindung brachten. Bei Karl May färbten die Indianer ihre Wangen mit Zinnober. Wie aber kann man Zinnober veranstalten und was tut man da? Was soll der ganze Zinnober? Öfter werden uns zwei Alternativen angeboten:

- Fruchtloses Gemache: Alles nur Zinnober!
- Getue: Viel zu viel Zinnober wird da gemacht.

Seltenen Wörtern begegnen die Sprecher nicht so oft. Besonders bei Idiomen und Übertragungen schließen sie aus wenigen Vorkommen auf die Verwendung. Sie müssen sich schnell ihren eigenen Reim auf die Bedeutung machen. Wenn jemand zum ersten Mal hört: „Mach doch keinen Zinnober!“, kann er leicht aufgrund der emotionalen Ladung auf minderwertiges Zeug kommen und dann vielleicht sagen: „Schmeiß den ganzen Zinnober einfach weg.“

Aber wie kommt man auf Minderwertigkeit? Zinnober war eigentlich recht wertvoll. Warum plötzlich abgewertet? Auch

dazu gibt es eine Geschichte. Demnach gab es Alchimisten, die aus Quecksilber Gold machen wollten. Leider kam aber nur Zinnober heraus. Da wäre die Enttäuschung schon zu verstehen. Anderswo gibt es die These, Zinnober sei als Salbenzusatz und Schminkmittel verwendet worden und deshalb von vielen als überflüssig betrachtet worden.

Übrigens: Der Anklang an „Zinn“ dürfte eher zufällig sein.

## Zoff

„Zoff“ und „Zores“, „zoffen“ und „zaufen“ dienen umgangssprachlich für Zank und Streit und streiten. Man hört es förmlich, sie kommen aus dem Hebräisch-Jiddisch-Rotwelsch-Komplex. Bei der Gelegenheit doch ein Wort zum Rotwelschen. Das Wort hat mit „Rot“ nichts zu tun. Es bedeutete irgendwas Schlechtes, vielleicht Bettler oder Gauner. *Welsch* steht für fremd, nicht deutsch, vielleicht auch undeutsch wie in „Kauderwelsch“. Es heißt – und das ist plausibel –, das fahrende Volk habe zwar eine Menge besondere Wörter gehabt, insgesamt aber deutsche Grammatik befolgt. Darüber hinaus waren viele deutsch klingende Wörter aber kodiert. Das klang dann nachgeahmt so, wie Günter Puchners Loreley:

„Ich gneiß nicht, was tarrt es bedeften,  
dass ich so bittselig schäfft  
ein Meischen aus toflischem Tempo,  
das rauchelt mir lau aus dem Heft.“  
(„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Dass ich so traurig bin;  
Ein Märchen aus alten Zeiten,  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.“)

## Zote

Beispiele muss ich mir versagen. Ich kann hier keine Obszönitäten bringen und um obszöne Witze handelt es sich ja. Allerdings hat schon Grabbe gesagt: „Ne Zote ist so übel nicht, sie ist ein Ding, was man gern tut, allein nicht gerne sagt.“ Wieso tut? Wusste Grabbe noch, worum es ging? Das lange *o* stammt erst aus dem 17. Jahrhundert. Vorher war es die *Zotte*, die man riss. Vielleicht wollte man schamhaft den direkten Zusammenhang meiden. *Zotte* hat natürlich mit „zottelig“ und „Zottelkopf“ zu tun, wo es um das krause Haar geht. Ja, das krause Haar. *Zotten* waren Schamhaare und so erklärt sich auch die ungewöhnliche Verbindung, dass man Zoten reißt. Die reale Basis wagen wir uns nicht zu imaginieren. So sehen wir, wie aus einem Wort zwei werden, die dennoch in der gleichen Region beheimatet bleiben.

## zuschancen

Kennen Sie noch die militärische Tätigkeit des Schanzens? Im Ersten Weltkrieg und später hatte die Schanze ihre große Chance und hat sie weitgehend vergeben, weil sie den Panzern nicht standhielt. Sogar Hitlers Wolfsschanze wurde dem Erdboden gleichgemacht – von den Nazis selber! Aber „zuschancen“ hat mit Chance zu tun und dem daraus abgeleiteten *schanzen* = „Glücksspiel treiben“. Und dann liegt die heutige Verwendung auf der Hand. Malen Sie sich das Bild vom Croupier, der Ihnen die Chips rüberschiebt. Damit hat er sie Ihnen natürlich noch nicht zugeschant, wo heutzutage alles so reell hergeht. Aber vorstellen dürfen wir uns das schon, misstrauisch, wie wir sind. Darf ich noch etwas etymogeln? Ich will nicht sagen, dass Schanzen historisch wie Glücksspiel waren. Es könnte sein, aber wahrscheinlich waren sie öfter nützlich. Beim Würfeln stehen die Chancen

danach, wie die Würfel fallen. Darum steckt in „Chance“ auch lateinisch *cadere* = „fallen“. Hätten Sie eine Idee, welche Rolle „fallen“ beim Schanzen spielen könnte?

## Zwerchfell

Quer liegt der starke Muskel in unserer Brust und regelt unseren Atem. Im Wörterbuch des Teufels finden wir die Idee, er trenne die Schmerzen des Brustbereichs von denen des Unterleibs. Früher war *zwerch* Normalwort mit der mitteldeutschen Nebenform *quer*, die sozusagen den Sieg davongetragen hat. Darum haben wir heute den Querdenker und nicht den Zwerchdenker. Wer gut Deutsch kann, wird das Adjektiv aber schon einmal gelesen haben, vielleicht auch überzwerch für besonders ungeschickt, und Dialekt Sprecher sollten nicht glauben, dass der Zwerchsack ein Zwergsack ist. (Meine Rechtschreibprüfung akzeptiert das Zweite, das Erste nicht!) Vielmehr wurde er quer auf dem Rücken getragen.

Zum Trost: Sie müssen keine Angst haben, dass Sie ein Fell in Ihrem Inneren trügen, wo doch die Außenhaut so schön glatt ist. Mit Ihrem Trommelfell ist es ähnlich. Beide Zusammensetzungen sind so alt, dass sich in ihnen die Urbedeutung „Haut“ erhalten hat. Ganz früher gab es sogar das *Eierfell*, wo wir heute eine Schale finden. Interessant, dass *Fell* sozusagen die menschliche Evolution rückwärts gemacht hat.

## zwölf

Dieses Zahlwort sieht ja erst mal ganz gewöhnlich und vertraut aus. Der *zw*-Anlaut lässt uns vermuten, dass es was mit „zwei“ zu tun hat, wie ja auch unsere Dezimalschreibweise nahelegt. Und tatsächlich geht es zurück auf *zwe-lif*, was so viel wie „zwei



+ Rest“ hieß. Das *lif* ist verwandt mit „bleiben“. Analog ist „elf“ eben *ein-lif*. Wir könnten ein frühes Dezimalsystem erkennen, das heute verdunkelt ist. In vielen anderen *zw*-Wörtern steckt auch die Zwei. Wenn man das erst einmal erkannt hat, werden sie ganz plausibel. Der *Zwei-ling* ist der ...? Und der Zwitter hat offenbar ja auch was mit der Zwei zu tun. Zum hinteren Rest haben wir keine gute Vermutung, ganz ähnlich wie beim Zwickel oder Zwist. Leichter fällt es beim Zwiespalt und beim Zwielight und erst recht bei der Zwickmühle, die zwar manch einen zwicken mag, aber doch eher zur Zwei gehört. Zwillich hingegen wird den meisten von uns gar nicht mehr bekannt sein, eher noch Drillich, bei dem es sich um einen starken Stoff aus dreifach gedrehten Fäden handelt. Ein anderes *zw*-Wort ist „zwar“. In ihm steckt aber was anderes. Es ist entstanden aus *ze ware*, was wir in etwa wie „wahrlich“ oder „Du hast recht“ verstehen können. Interessanterweise hatten viele, die einem so recht gaben, aber stille Reserven. Es war nur ein „ja, aber“, so wie unser heutiges „zwar“.

Ja, und wenn Sie nun schon in Fahrt sind, dann könnten Sie sich auch mit der Zwiebel versuchen. Aber hier die Zwei? Die Zwiebel ist ja gerade bekannt für ihre vielen Häute. Tatsächlich geht das Wort zurück auf lateinisch *cepula* (wie noch ganz deutlich in italienisch *cipolla*), das im Deutschen umgedeutet wurde auf *zwiebolle*, sozusagen eine Zweiknolle. Den Sprechern ist es oft nur wichtig, dass ein Wort vertraut erscheint, dass es einen Sinn haben könnte. Ganz egal, welchen.

Vielleicht zum Schluss noch ein Wort aus der Sippe, das untergegangen scheint, aber noch existiert in einem Scheinlutherspruch, der für viele das Einzige ist, was sie über den Reformator wissen: „In der Woche zwier, schadet weder ihm noch ihr.“

# *Ausgewählte Quellen*

Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch  
<http://germazope.uni-trier.de:8080/Projekte/DWB>

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, Bedeutungsgeschichte  
und Aufbau unseres Wortschatzes  
Tübingen, Niemeyer Verlag

Franz Dornseiff, Der Deutsche Wortschatz nach Sachgruppen  
Berlin, Walter de Gruyter Verlag

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch  
Berlin, Walter de Gruyter Verlag

Johann Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch  
<http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/schmeller>

Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der Preußischen Akademie  
der Wissenschaften  
<http://www.woerterbuchnetz.de>

Projekt Gutenberg  
<http://gutenberg.spiegel.de/index.php>

Wortschatz der Universität Leipzig  
<http://wortschatz.uni-leipzig.de>



Wörter haben und machen Geschichte.  
Manche klingen so geheimnisvoll, dass man  
zu gern wissen möchte, was drinsteckt.  
Andere kann man durchaus etwas kritisch  
betrachten. In vielen aber steckt auch etwas  
Lustiges.

Hier erfahren Sie in unterhaltsamer Weise  
mehr über solche Reizwörter.

Zugleich bekommen Sie Einsichten, wie  
Sprache funktioniert, wie sie sich wandelt  
und wie schwierig es ist, den Wandel zu  
fassen. Sie blicken mit Heringer in Geschichte  
und Geschichten.

ISBN 978-3-411-71006-5  
12,95 € (D) · 13,40 € (A)



[www.duden.de](http://www.duden.de)